

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

126. Jg. 28./29. September 2019 / Nr. 39

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,80 Euro, 2063

Bald kehren Geier in die Alpen zurück



Früher war der Geier verrufen, Lämmer oder Kinder zu reißen – ein Irrglaube. Nun will der Landesbund für Vogelschutz den vor über 100 Jahren ausgerotteten Aasfresser wieder ansiedeln. **Seite 23**

Umbau der Kathedrale St. Hedwig gestoppt

Gegner des Umbaus der Berliner St.-Hedwigs-Kathedrale haben einen Baustopp erwirkt. Domprobst Tobias Przytarski (Foto: KNA) will mit Vertretern des Denkmalschutzes für Klärung sorgen. **Seite 17**



Ein Zauberer mit Licht und Schatten

Selbstbildnisse Rembrandts gibt es viele (Foto: imago/Winfried Rothermel). Der Künstler machte so auf sich aufmerksam. Obwohl er bekannt und angesehen war, endete er in bitterer Armut. **Seite 26**



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Am 4. Oktober begeht die Kirche das Fest des heiligen Franziskus – und zahlreiche nicht-kirchliche Verbände feiern mit: Der Heilige aus Assisi gilt als Patron der Tiere und Beistand für die Bewahrung der Natur und Umwelt (Seite 5). Durch die Wahl des Namens, ebenso durch die Enzyklika „Laudato si“ gab Papst Franziskus dem Interesse für den Mönch weiteren Auftrieb.

Franziskus' Popularität hat schon ein großer Heiligenexperte zu steigern gewusst, der mittlerweile selbst zum Heiligen erhoben wurde: Papst Johannes Paul II. Mit sicherem Gespür für Aufmerksamkeit, die der Kirche gut tut, erhob er Franziskus am 29. November 1979 zum Patron des Umweltschutzes.

Zudem rückte der große Pontifex aus Polen mit dem 1986 erstmals veranstalteten Weltgebetstreffen von Assisi einen weiteren Aspekt in den Mittelpunkt: den Einsatz für den Frieden unter den Religionen. 1219, vor genau 800 Jahren, suchte Franziskus dazu den ägyptischen Sultan al-Kamil auf. So war der Heilige gleich in mehrfacher Hinsicht ein Visionär, der mit großer Überzeugungskraft eine nicht immer überzeugende Kirche stützte.



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

An jedem Tag zehn Schulklassen

Rund 8000 Teilnehmer demonstrierten am vorigen Samstag beim „Marsch für das Leben“ in Berlin gegen Abtreibung und Sterbehilfe. Der Passauer Bischof Stefan Oster nannte es einen „ungeheuerlichen Skandal“, dass im reichen Deutschland jedes Jahr 100 000 Ungeborene getötet werden. Das entspricht täglich fast 300 Kindern oder zehn Schulklassen. **Seite 2/3**



Foto: Hilmer



▲ Jedes weiße Kreuz steht für ein abgetriebenes Kind. Tausende Menschen demonstrierten beim „Marsch für das Leben“ in Berlin betend und schweigend für den Schutz derer, die sich noch nicht oder nicht mehr äußern können. Und die Unterstützer der Pro-Life-Bewegung nehmen zu. Fotos: Hilmer

MARSCH FÜR DAS LEBEN

Etwas Heiliges schützen

Tausende Teilnehmer demonstrieren gegen Abtreibung und Sterbehilfe

BERLIN – Zum „Saturday for Life“ begrüßte die Vorsitzende des Bundesverbands Lebensrecht (BVL), Alexandra Linder, Tausende Teilnehmer vom Baby bis zur Großmutter vor dem Reichstag. Der Marsch für das Leben war in diesem Jahr noch bunter und internationaler. 8000 Teilnehmer waren am Samstag aus ganz Deutschland nach Berlin gereist.

Mit fünf katholischen Bischöfen setzten die kirchlichen Vertreter ein positives Signal. Diözesanbischof Rudolf Voderholzer aus Regensburg, Diözesanbischof Stefan Oster aus Passau, Weihbischof Florian Wörner aus Augsburg sowie Diözesanbischof Wolfgang Ipolt aus Görlitz und Weihbischof Matthias Heinrich aus Berlin nahmen teil. Sie wiesen auf die hohen Abtreibungszahlen und die Notwendigkeit hin, für jedes Menschenleben einzutreten, und machten deutlich, dass sie das Engagement für das unbedingte Recht auf Leben als wichtigen Beitrag für die Gesellschaft begrüßen.

Bischof Voderholzer erinnerte an die Rede von Papst Benedikt XVI.

vor acht Jahren im Deutschen Bundestag, als er unter anderem über die Ökologie sprach. Die Natur könne man nicht beliebig manipulieren. „Der Einsatz für das Klima, der



▲ Menschliches Leben ist keine Sache, predigte der Augsburger Weihbischof Florian Wörner.

Einsatz für die Umwelt ist wichtig, aber die Krone der Schöpfung ist der Mensch“, betonte Voderholzer. Dafür werde bei diesem Marsch auf die Straße gegangen.

„Wir demonstrieren nicht gegen etwas, sondern für etwas“, sagte der Bischof, und: „Im menschlichen Geist erkennt der Mensch den Schöpfer.“ Es sei wunderbar, dass sich eine so große Anzahl von Menschen zu diesem Zweck versammle. „Das lautstarke Geschrei und die Obszönität des Protestes, der uns entgegenschlägt, ist ein untrüglicher Beweis dafür, dass wir etwas Wichtiges zu sagen, etwas Notwendiges zu vertreten, etwas Heiliges zu schützen haben“, erklärte Voderholzer, der zum fünften Mal teilnahm.

Würdiges Lebensende

Bei der Kundgebung vor dem Reichstag sprachen engagierte Lebensschützer aus den verschiedensten Bereichen. Die Redner bezogen Position gegen jegliche Form der begleiteten Selbsttötung und Euthanasie und für ein würdiges Lebensende mit Hilfe von Hospizen und Pallia-

tivversorgung. Wie international die größte deutsche Pro-Life-Veranstaltung ist, wurde unter anderem im Beitrag von Leontine Bakermans aus den Niederlanden deutlich.

Die Bedeutung der Mütter stellte Cornelia Kaminski, BVL-Vorstandsmitglied und Bundesvorsitzende der Organisation Aktion Lebensrecht für Alle (ALfA), in den Mittelpunkt. Symbolisch erhielten die Teilnehmer als Ausdruck der Dankbarkeit einen Rosenaufkleber mit der Aufschrift „Danke Mama!“. Mütter in schwierigen Lebenssituationen und ihre Kinder waren ebenso ein besonderes Anliegen. Etwa von Maria Grundberger, die als Schwangerschaftsberaterin in der Schweiz arbeitet.

Die Krankenschwester Antje Humpert berichtete in dieser Hinsicht von ihrer persönlichen Erfahrung bei der Frühgeburt ihres zweiten Kindes, bei dem eine Behinderung prognostiziert worden war. Die Künstlerin Katharina Otto begeisterte erstmals mit einem außergewöhnlichen Pro-Life-Poetry Slam über ein Kind mit Trisomie 21.

Bischof Stefan Oster aus Passau, der sich zum ersten Mal am Marsch

für das Leben beteiligte, sagte in seiner Rede, dass es von Anfang an eine menschliche Identität gebe. Niemand würde beim Herzeigen eines Ultraschallbildes eines Kindes von „menschlichem Gewebe“ oder „irgendwas“ sprechen. „Wir waren nicht irgendwann einmal ‚etwas‘ und werden dann ‚jemand‘, sondern wir sind von Anfang an ‚jemand‘.“

Fast 300 Abbrüche am Tag

Der Passauer Oberhirte erläuterte, dass er beim Marsch mitläuft, weil ihm das Leben insgesamt, besonders auch das junge Leben, am Herzen liege. „Ich halte es als Christ für einen ungeheuerlichen Skandal, dass bei uns, in einem der reichsten Länder der Welt, im Jahr über 100 000 Abtreibungen durchgeführt werden. Das heißt, am Tag werden durchschnittlich knapp 300 ungeborene Kinder getötet. Das wären zehn ganze zukünftige Schulklassen – am Tag! Eine ungeheure Zahl“, fügte der Bischof an.

Die Jugend für das Leben berichtete von ihrem erfolgreichen Kongress am Wochenende in Berlin und von der diesjährigen Pro-Life-Tour, einer Wanderung durch drei Länder. Das Podium, moderiert von Linder und dem stellvertretenden Vorsitzenden des BVL, Hartmut Steeb, endete mit konkreten Forderungen an die Politik: vor allem sollte mit Steuergeldern nur solche Forschung gefördert werden, die dem Leben dient. Ferner wurde der Fortbestand des geltenden Embryonen-Schutzgesetzes verlangt sowie die Ablehnung von ärztlich assistiertem Suizid.

Der Demonstrationzug durch die Innenstadt zeigte eindrucklich, wie viele Menschen aus allen Bereichen der Gesellschaft friedlich

dafür eintreten, dass die personale Würde jedes Menschen von der Zeugung bis zum Tod gewahrt und entsprechend politisch beachtet wird. Laut gesprochen wurde nicht, jeder konnte aber für sich leise beten oder seinen Gedanken nachhängen. „Das Gebet ist die stärkste Waffe, die wir haben“, sagten Jugendliche aus Augsburg. Die Teilnehmer begegneten Menschen, die sich einig waren in ihrem Engagement für den uneingeschränkten Schutz der Würde und des Lebensrechts ungeborener Kinder und bedrohten Lebens überhaupt – konfessions- und parteiübergreifend.

Als sich der Marsch für das Leben auf die kurz vorher durch die Polizei festgelegte Route machte und von Beamten komplett abgeriegelt wurde, schaffte es eine Gruppe von 80 Gegendemonstranten, die Lebensschützer mit einer Sitzblockade ein- und eineinhalb Stunden aufzuhalten. Ihnen gewährte die Polizei das gesetzliche Versammlungsrecht. Erst nach fünfmaliger Warnung begann sie mit der Räumung und nahm die Personale auf.

Leben keine Sache

Beim Reichstag endete der Marsch mit einem ökumenischen Gottesdienst. „Wir sind hier, weil wir gemeinsam dafür Farbe bekennen wollen, dass das menschliche Leben nicht als eine Sache betrachtet werden darf, die man beherrschen kann“, predigte Weihbischof Florian Wörner. Geburt und Tod des Menschen dürften nicht als Dinge gesehen werden, die man besitzen oder ablehnen kann.

Das menschliche Leben sei vielmehr heilig und unverfügbar. Es müsse in allen Phasen fremdem Zu-



▲ Mit Forderungen, Transparenten und Herzenluftballons versammelte sich eine breite ökumenische Basis vor dem Berliner Reichstag. Hier begann und endete die Demonstration.

griff entzogen sein: „vom ersten Moment im Mutterleib bis zum letzten Atemzug“, betonte er vor den Teilnehmern, die christliche Kirchen und Konfessionen breit abbildeten.

Wörner erinnerte, dass der Mensch kein Produkt des Zufalls und kein Ergebnis der Laune der Natur sei. „Wir haben es mit einem Gott zu tun, der uns unendlich liebt.“ Deshalb sei der Mensch nicht für das Grab bestimmt, sondern für den Himmel. Mit der Auferstehung habe Gott die Tür zum Himmel aufgemacht. „Er hat einen Plan mit einem jeden von uns.“ Provokant fragte der Weihbischof: „Wer sind wir, dass wir uns herausnehmen, in diesen Plan Gottes mit einem Menschen einzugreifen?“

„Der Marsch für das Leben kann nur mit dem Herzen gegangen werden“ sagte ein 38-jähriger Teilneh-

mer aus der Diözese Regensburg. Knapp 100 Regensburger Teilnehmer waren mit zwei Reisebussen gekommen, um „Gemeinsam Flagge zu zeigen und Farbe zu bekennen“. Ebenfalls mit zwei Bussen war die Augsburger „Jugend 2000“ beteiligt. Die Mitfahrenden in allen Bussen hatten sich bereits während der Fahrt durch Gebete und Lieder, aber auch durch inhaltliche Themen wie die Berliner Erklärung vorbereitet.

Im Gebet unterstützt

Eine eindrucksvolle Aktion hatte auch der Familienbund im Bistum Augsburg gestartet: In verschiedenen Kirchen der gesamten Diözese hatte er eine Andacht vorbereitet, die anlässlich des Marsches in Berlin die Anliegen im Gebet unterstützte.

Irmgard Hilmer



▲ „Weder Kirche noch Staat: Wir entscheiden selbst!“ und „Kinder oder keine? Das entscheide ich alleine“, gaben die Gegendemonstranten am Straßenrand kund und bliesen in die Trillerpfeifen.



▲ Weihbischof Matthias Heinrich (links) und die Bischöfe Stefan Oster, Wolfgang Ipold und Rudolf Voderholzer zeigten beim Marsch für das Leben in der Hauptstadt Berlin katholische Präsenz.

Kurz und wichtig



Brief des Papstes

Der Brief von Papst Franziskus an das „pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ vom 29. Juni ist als Broschüre veröffentlicht worden. Sie enthält zudem die Erklärung „Ermutigung auf dem Synodalen Weg“. Diese stammt von Kardinal Reinhard Marx, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, und Thomas Sternberg, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Die Broschüre ist unter www.dbk.de auch als Datei abrufbar.

Weltraumpionier tot

Vertreter aus Politik und Forschung haben den am 21. September im Alter von 82 Jahren verstorbenen Weltraumpionier Sigmund Jähn (Foto: *imago/Starmedia*) als herausragende Persönlichkeit und Brückenbauer zwischen Ost und West gewürdigt. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier schrieb an Jähns Witwe: „Mit Sigmund Jähn verlieren wir einen wundervollen Menschen und eine herausragende Persönlichkeit in der Geschichte der Raumfahrt.“ Jähn war am 26. August 1978 als erster Deutscher an Bord einer Sojusrakete mit dem sowjetischen Kosmonauten Waleri Bykowski in den Weltraum gestartet. Die Reise dauerte sieben Tage, 20 Stunden und 49 Minuten. Als erster Westdeutscher folgte ihm 1983 Ulf Merbold, der mit der US-Raumfähre Columbia ins All flog.

Abtreibungsverbot

Das Parlament von Ecuador hat einen Gesetzesvorstoß zur Lockerung des Abtreibungsverbots abgelehnt. Schwangerschaftsabbrüche bleiben selbst nach Vergewaltigungen und bei einer Missbildung des Fötus verboten. Sie sind nur erlaubt, wenn das Leben oder die Gesundheit der Mutter in Gefahr ist oder eine Frau mit geistiger Behinderung vergewaltigt wurde.

Mehr Tafel-Bedarf

Immer mehr Menschen gehen zu den Tafeln, um sich dort Lebensmittel abzuholen. Innerhalb eines Jahres sei die Zahl der regelmäßigen „Kunden“ um zehn Prozent auf 1,65 Millionen gestiegen, teilte der Dachverband Tafel Deutschland in Berlin mit. Bei Senioren, die Rente oder Grundsicherung bezögen, sei der Anstieg mit 20 Prozent dramatisch, hieß es. Niedrige Renten seien nach Langzeitarbeitslosigkeit der zweithäufigste Grund, eine Tafel aufzusuchen.

Amazonas-Synode

Der Vatikan hat die Teilnehmer der Amazonas-Synode bekanntgegeben. Sie zählt 185 stimmberechtigte Mitglieder, darunter hauptsächlich Bischöfe sowie einige Ordensmänner. Zudem werden weitere Teilnehmer an dem Treffen vom 6. bis 27. Oktober im Vatikan mitwirken. Unter den deutschsprachigen Synodenmitgliedern sind der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, der Vorsitzende der Österreichischen Bischofskonferenz, Kardinal Christoph Schönborn, der Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, der Schweizer Kurienkardinal Kurt Koch, sowie der aus Österreich stammende frühere Amazonas-Bischof Erwin Kräutler.

SYNODALER WEG GEHT WEITER

Durch Franziskus ermutigt

Marx sieht kirchlichen Reformdialog „nicht gefährdet“

FULDA (KNA) – Der „synodale Weg“ der katholischen Kirche ist nach den Worten des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx (Foto: KNA), „nicht gefährdet“. Bei seinen Gesprächen in Rom sei ihm vergangene Woche „kein Stopp-schild“ gezeigt worden, sagte Marx am Montag vor Journalisten in Fulda.

Marx äußerte sich vor Beginn der Herbstvollversammlung, die bis Donnerstag in der osthessischen Bischofsstadt tagte. Papst Franziskus habe ihn ermuntert, weiter auf dem Weg zu gehen, betonte Marx. Es sei ihm in Rom gelungen, „in konstruktiven Gesprächen

Missverständnisse auszuräumen.“



Mit Blick auf den Brief von Papst Franziskus an die deutschen Katholiken vom Juni (*siehe dazu „Kurz und wichtig“*) kündigte Marx an, dass der Münsteraner Bischof Felix Genn und der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki das Schreiben je aus ihrer Sicht vor den anderen Bischöfen erläutern wollten. Dazu seien in der Bischofskonferenz kontroverse Diskussionen zu erwarten.

Ein wichtiges Thema der Vollversammlung war nach den Worten des Kardinals die weitere Aufarbeitung des Missbrauchsskandals. Die sogenannte MHG-Studie zum Missbrauch in der Kirche war vor einem Jahr veröffentlicht worden. Diesmal wollte die Bischofskonferenz mit Vertretern von Opferorganisationen reden. Im Gespräch ist aktuell ein anderes, finanziell sehr viel umfangreicheres Entschädigungssystem.

Ein weiteres Thema der Bischöfe war laut Marx auch die Umweltpolitik. Zwar sei innerkirchlich „viele auf dem Weg“. Aber noch mehr Schwung könne helfen.

Information

Die Ergebnisse der Bischofs-Vollversammlung in Fulda standen bei Redaktionsschluss noch nicht fest. Lesen Sie mehr dazu in der nächsten Ausgabe.

„Schleichende Selektion“

Entscheidung zu pränatalen Bluttests ruft massive Kritik hervor

BERLIN (KNA) – Die Entscheidung des Gemeinsamen Bundesausschusses von Ärzten, Kassen und Kliniken (G-BA) zu vorgeburtlichen Bluttests trifft auf heftige Reaktionen. Union, Linke, Grüne und katholische Kirche kritisierten die Entscheidung, solche Tests unter engen Grenzen von den Kassen zahlen zu lassen.

Der menschenrechtspolitische Sprecher der Unionsfraktion, Michael Brand (CDU), warnte vor einem „zunehmenden Prozess schleichender Selektion von ungeborenem Leben“. Erbgut-Tests drohten zur Routine zu werden. Das führe zu einem massiven Druck auf werdende Eltern, diese Angebote auch zu nutzen.

Für die Linke erklärte Kathrin Vogler, die Entscheidung sei ein Präzedenzfall für Hunderte weiterer Tests, die in der Entwicklung seien. Der G-BA habe aber kein Mandat, zu entscheiden, welche Normabweichungen tolerierbar seien. Vogler

kündigte an, dass eine interfraktionelle Parlamentariergruppe aktiv werden will, um den Umgang mit solchen Gentests grundsätzlich zu regeln.

Auch die behindertenpolitische Sprecherin der Grünen, Corinna Ruffer, erklärte, die Politik müsse nun dringend die Bedingungen für genetische Testverfahren in der Schwangerschaft festlegen: „Schwangeren zu suggerieren, es sei ein Risiko, solch ein Kind zu bekommen, ist falsch.“

Die katholischen Bischöfe kritisierten, die Entscheidung berühre „den Schutz des ungeborenen Lebens auf empfindliche Weise, denn sie könnte die Entwicklung eines generellen Screenings auf eine Vielfalt von genetischen Auffälligkeiten und Eigenschaften im Rahmen der Pränataldiagnostik fördern“. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken befürchtet, dass es zu einem weiteren Anstieg bei den Abtreibungen wegen des Down-Syndroms kommt.

Lediglich eine geringe Schuld

Kirchenasyl-Verfahren gegen evangelischen Pfarrer eingestellt

SONTHOFEN (epd) – Das Amtsgericht Sonthofen im Allgäu hat das Verfahren gegen den evangelischen Pfarrer Ulrich Gampert wegen der Gewährung von Kirchenasyl eingestellt.

Es gebe lediglich eine geringe Schuld, hieß es zur Begründung. Gampert muss jedoch eine Geldbuße von 3000 Euro an das gemeinnützige „Haus International“

in Kempten zahlen, das sich unter anderem um Flüchtlinge kümmert.

Der Pfarrer betonte im Anschluss, er würde sich wünschen, dass Kirchenasyle „mehrheitlich nicht staatsanwaltlich verfolgt werden“. Man solle lieber einvernehmlich eine Lösung finden. Wenn jedoch einem Menschen ohne Kirchenasyl die „Beschädigung seines Lebens droht, dann hoffe ich, dass wir wieder so entscheiden würden“.

ZUM WELTTIERSCHUTZTAG AM 4. OKTOBER

Anders auf die Natur schauen

Rainer Hagencord: Wir müssen die Enzyklika „Laudato si“ endlich umsetzen

MÜNSTER – Vor zehn Jahren gründete der Theologe Rainer Hagencord (58) in Münster das weltweit bislang einzige Institut für Theologische Zoologie. Zum Welttierschutztag an diesem Freitag fordert der katholische Priester eine Agenda zur Umsetzung der päpstlichen Enzyklika „Laudato si“ und nennt Gründe, warum sich die Kirche mit dem Thema oft schwer tut.

Herr Hagencord, Sie sind vor zehn Jahren angetreten, um innerhalb der Theologie einen Bewusstseinswandel mit Blick auf die Tiere zu erreichen. Sehen Sie ihn?

Zumindest gesellschaftlich hat sich in den zehn Jahren Grundlegendes getan. Das Phänomen „Fridays for Future“ ist sicherlich eine Facette eines größeren gesellschaftlichen Wandels. Wenn ich aber den Blick in die Kirche werfe, bin ich immer noch ernüchtert, an manchen Stellen sogar entsetzt, in welcher Weise hier eine anthropozentrische (*den Menschen in den Mittelpunkt stellende; Anm. d. Red.*) Theologie weitergeführt wird, die die ökologische Katastrophe nicht wahr- oder ernst genug nimmt.

Hat die Umweltenzyklika „Laudato si“ 2015 nicht dazu beigetragen, die Sensibilität für das Thema zu erhöhen?

Leider nein. Das Paradoxe ist: Außerhalb der Kirchen, im säkularen Umfeld, wird diese Enzyklika sehr wohl wahrgenommen und geschätzt. Sie stärkt und stützt viele Menschen, die sich leidenschaftlich für den Erhalt der Schöpfung und der Geschöpfe einsetzen. Es ist schon kurios, dass da Leute von außen kommen müssen und sagen: Ihr habt da doch diese großartige Enzyklika. Was tut Ihr eigentlich damit?

Und in der Kirche wird sie ignoriert?

Ökologie und ökologische Katastrophe werden nur in der Sozialethik verhandelt, und da unter ferner liefen. Dabei ruft der Papst zu nichts Geringerem als einem fundamentalen Paradigmenwechsel auf: zu einer ökologischen Spiritualität und Erziehung. Damit würde die gesamte Theologie in eine andere Richtung laufen. Diese Botschaft ist noch nicht angekommen.

► Setzen sich für den Schutz der Schöpfung ein: Der Leiter des Instituts für theologische Zoologie, Pfarrer Rainer Hagencord (links), und der evangelische Pfarrer Stephan Stötzel. Nach einem ökumenischen Gottesdienst im Münsteraner Zoo lässt sich ein Esel von ihnen füttern.

Foto: KNA



Das alles braucht vielleicht einfach Zeit.

Zeit, die wir nicht haben. Mich hat vor einiger Zeit entsetzt, dass der Vorsitzende der Bischofskonferenz und der Vorsitzende des Evangelischen Rats der Kirchen nach Rom gereist sind, um darüber nachzudenken, ob evangelische Christen zur Eucharistie zugelassen werden. Ich habe mich gefragt: Warum fahren die beiden nicht endlich nach Rom, um mit dem Papst darüber nachzudenken, was die Kirche tun kann, um der ökologischen Katastrophe zu begegnen? Anders ausgedrückt: Warum wird nicht endlich eine Agenda formuliert, wie wir „Laudato si“ umsetzen können? Die Enzyklika bietet dafür eine sehr gute Grundlage.

Ist die Basis vielleicht weiter als manche Entscheidungsträger?

Unbedingt. Die Menschen in den Gemeinden warten förmlich darauf. Deshalb gehört das Thema Natur- und Tierschutz dringend in katechetische und religionspädagogische Felder. Was hält die Kirchen eigentlich davon ab, im Religionsunterricht – in kirchlichen Schulen auch in anderen Fächern – junge Menschen in ihrem Engagement bei „Fridays for Future“ zu unterstützen?

Die Kirche muss auch das Thema Ernährung angehen. Wenn ich bedenke, wie viele Kantinen, Kitas,

Kindergärten und Krankenhäuser alleine hier in Münster in kirchlicher Hand sind, dann frage ich mich schon: Wieso gibt es keine Allianzen der Kirchen mit Landwirten, die ökologisch arbeiten und eine verantwortungsbewusstere Tierhaltung an den Tag legen? Und warum wird dort nicht viel mehr vegetarisches Essen angeboten?

Eine Säule Ihres Instituts sind Pilotprojekte in Schulen, Gemeinden, in der Katechese, um Veränderungen anzustoßen. Was hat sich da getan?

Schon sehr viel. So haben wir ein Schulbuch über christliche Tierethik herausgebracht. Außerdem haben wir in Kooperation mit der Bundesstiftung Umwelt Materialien für Jugendliche für den Nationalpark Eifel erstellt, an der auch eine jüdische und eine muslimische Wissenschaftlerin mitgearbeitet haben. Uns ging es dabei auch um einen interdisziplinären Austausch, in diesem Fall mit der Universität Bonn. Wir konnten unter dem Titel „Schöpfung erfahren“ einen Materialschatz auf den Weg bringen und eine tiefe interreligiöse und transdisziplinäre Begründung liefern, um anders auf die Natur zu schauen und anders mit den Tieren umzugehen.

Warum fällt es vielen Menschen – auch Kirchenleuten – so schwer, Tiere als Mitgeschöpfe Gottes zu

sehen und entsprechend zu handeln, indem sie etwa ihre Ernährung umstellen und sich aktiver bei dem Thema einbringen?

Wer sich heute für eine größere Würdigung der Tiere stark macht, der betritt sehr schnell das heikle Feld von industrieller Landwirtschaft, Tierhaltung und den dort vorhandenen Lobbies und Machthabern. Das Anliegen der theologischen Zoologie stößt Landwirte vor den Kopf, sie fühlen sich diskreditiert. Zudem stehen Landwirte heute unter einem enormen wirtschaftlichen Druck – und dann kommt noch die Kirche daher, die ihnen in ihre Arbeit reinreden will. Viele Kirchenleute schrecken deshalb vor einer Auseinandersetzung mit dem Thema zurück.

Liegt es nicht auch an der Idee von der besonderen Stellung des Menschen in der Schöpfung, die man nicht aufgeben will?

Ich frage mich, warum wir noch immer dem Anthropozentrismus verhaftet sind. Wir reden von einem Gott, der ausschließlich den Menschen liebt, ihn mit einer unsterblichen Seele ausgestattet hat und in den Himmel kommen lässt. Die Evolutionsgeschichte lehrt uns, dass der Mensch ein Geschöpf wie jedes andere ist. Wie kann die Theologie das leugnen und den Schöpfer allen Lebens verzweigen?

Interview: Angelika Prauß



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat September

Dass Politiker, Wissenschaftler und Ökonomen zusammenarbeiten, um die Weltmeere und Ozeane zu schützen.



KÖNIGREICH EDMOM

Biblische Berichte durch Fund bestätigt

JERUSALEM (KNA) – Archäologen der Universität Tel Aviv und der kalifornischen Universität San Diego haben in der Aravawüste möglicherweise das biblische Königreich Edom identifiziert. Untersuchungen alter Kupferproduktionsstätten deuteten darauf hin, dass die nomadischen Edomiter sich vor mehr als 3000 Jahren zu einer bedeutenden politischen Einheit formten, berichteten israelische Medien unter Berufung auf eine in einem Fachmagazin veröffentlichte Studie.

Die Wissenschaftler fanden heraus, dass in den Produktionsstätten zwischen Israel und Jordanien standardisierte Techniken angewendet und professionalisiert wurden. Anhand der technischen Entwicklungen habe man die Entstehung des biblischen Königreichs Edom nachvollziehen können, erklärte Ezra Ben-Yosef von der Universität Tel Aviv. Er ist Co-Leiter der Studie.

Die Untersuchung habe ergeben, dass das Königreich der Edomiter früher entstanden ist, als bisher angenommen. Die neuen Funde stünden so im Widerspruch zur Ansicht vieler Archäologen, die Arava sei von einem losen Verband von Stämmen bewohnt worden. Hingegen deckten sie sich mit den biblischen Berichten eines Königreichs Edom.

Worte aus heiligen Hallen

Lange logierten Journalisten direkt im Petersdom – Das soll sich ändern

ROM – Im Petersdom, neben dem berühmten Balkon, befinden sich seit dem Pontifikat von Pius XII. die Kommentorenkabinen der Radio- und Fernsehleute, die die Papst-Ereignisse live kommentieren oder übersetzen. Mit der Medienreform, die Papst Franziskus in die Wege leitete, sollen sie bald verlegt werden.

Im Vatikan gilt eine alte Regel: Was einmal eingeführt ist, bleibt für immer so. Dieser Spruch schien lange auch für die Kommentorenkabinen im Petersdom zu gelten. Schon seit Jahrzehnten hätten sie eigentlich woanders sein sollen. Vielleicht liegt es an der besonderen Lage und der Nähe zum Papst, dass es bisher mit dem Umzug nicht geklappt hat.

Viermal kontrolliert

Um zu den Kabinen zu gelangen, muss man als angemeldeter Journalist zunächst zum Apostolischen Palast. Vier Kontrollen muss man durchlaufen. Zunächst gibt es die Schweizergardisten beim Annator, einem der Haupteingänge zum Vatikanstaat. Wenige Meter später begrüßen einen

mindestens zwei vatikanische Gendarmen. Weitere Sicherheitskontrollen gibt es beim Belvedere-Hof. Die vierte Überprüfung wartet – nach einer Fahrt mit dem Aufzug – in der ersten Loggia des Palasts.

Der Weg zu den Kommentorenkabinen führt durch einen Gang, den Schüler des Malers Raffael mit Blumenmotiven verzierten. Man kommt dann in die Sala Regia, wo der Pontifex große Gruppen empfängt.

Hier sieht man an einer Seite die berühmte Holztür zur Sixtinischen Kapelle, die man vom Konklave kennt. Weiter geht es zur „Aula delle Benedizioni“, der Segnungshalle. Diese liegt über der Vorhalle des Petersdoms. In der Mitte befindet sich der berühmte Balkon, auf dem sich der Papst nach seiner Wahl erstmals zeigt und von dem aus er den Segen „Urbi et Orbi“ spendet.

Gleich daneben sind auf zwei Stockwerke verteilt die Kommentorenkabinen. Im unteren Teil befinden sich die für die Vatikanmedien. Jeweils bis zu sechs Sprachredaktionen finden dort Platz. Im oberen Stockwerk sind Korrespondenten anderer Sender untergebracht. Sie berichten mit Erlaubnis des Vati-



▲ Im Museum? Nein, auf dem Weg zur Arbeit: Mario Galgano und ein Kollege in der Sala Regia des Apostolischen Palasts. Fotos: Galgano

kans. Der Bayerische Rundfunk gehört seit Jahren zu den Stammgästen einer dieser Kabinen. Egal, wo sich der Papst gerade befindet: Alle Live-Übertragungen gehen von jenen Kabinen aus.

Da es sich selbst nach Jahrzehnten noch um ein Provisorium handelt, sind viele technische Einrichtungen nicht fest installiert. Die Kabinen gleichen Umkleidekabinen eines Kleidergeschäfts. Dies soll sich mit der von Papst Franziskus geplanten Medienreform ändern. Künftig sollen sich die Journalisten nicht mehr in den Petersdom begeben müssen, sondern in ein naheliegendes Gebäude an der Via della Conciliazione. Dort werden derzeit neue Kommentorenkabinen gebaut.

Diese sind im Gegensatz zu jenen im Petersdom fest installiert und technisch mit den neuesten Geräten ausgestattet. Dennoch dauern zahlreiche Kommentatoren, dass sie bald nicht mehr durch die geschichtsträchtigen Gänge und Hallen im Vatikan zur Arbeit gehen können. Mario Galgano



◀ Neueste Meldungen, ältere Technik: Unser Korrespondent Mario Galgano in einer Übertragungskabine des Petersdoms.

DIE WELT



EIN JAHR NACH DER JUGENDSYNODE

Zuhören als Weg der Kirche

Jugendbischof Stefan Oster spricht über Erfolge und Herausforderungen

PASSAU – Im Oktober 2018 kamen im Vatikan 350 Bischöfe, Experten und meist jugendliche Hörer aus aller Welt zur Jugendsynode zusammen. Mit dabei war der Passauer Bischof Stefan Oster (Foto: KNA). Im Interview erzählt er, wie es in Deutschland weitergehen soll und wie anstrengend Basisdemokratie sein kann.

Bischof Oster, ein Jahr Jugendsynode – was hat sie für Deutschland gebracht?

Das Thema Jugend ist neu ins Bewusstsein der Kirche gekommen: Wir hatten im Vorfeld der Synode ein ganzes Jahr der Jugend, mit der großen Ministrantenwallfahrt nach Rom und dem Weltjugendtag. Die Frage bleibt natürlich: Wie gelingt es in der säkularen, pluralistischen Gesellschaft, junge Menschen mit dem Glauben in Berührung zu bringen?

Wo trägt die Synode schon Früchte?

Im Bistum Passau (*lacht*). Ich versuche hier einen Jugendrat einzurichten. Aber ich stelle fest, dass das nicht so einfach ist. Wer darf mitmachen? Vertreter von Schulen, Verbänden, geistliche Bewegungen, Atheisten? Oder sollen wir einfach junge Leute auf der Straße ansprechen? Über all das denken wir nach.

Welche Aufgaben wird der Rat haben?

Einerseits geht es darum, den Glauben neu zu kommunizieren, Ideen zu entwickeln, wie das jenseits der gelernten Strukturen neu gelingen kann. Zweitens überlegen wir: Wo gibt Jugendliche in Nöten, die wir noch nicht sehen und erreichen?

Jüngst trafen Sie sich mit Schülern. War da die Kirche ein Thema?

Hauptsächlich, ja. Aber die Entfremdung wird größer. Kirche be-

gegnet ihnen medial in erster Linie skandalisiert. Wir müssen erst einmal zeigen, dass in der Kirche ganz normale Menschen wie du und ich sind, dass diese aber oft auch ganz besondere Menschen sind, weil sie ein tiefes Gottvertrauen ausstrahlen. Diese Berührung zu ermöglichen, ist eine unserer Herausforderungen.

Und wie gelingt das?

Jungen Menschen zu zeigen, dass es so etwas wie eine tiefe gläubige Identität gibt, die Leben erfüllen kann, ist ein möglicher Weg. Zudem mache ich selbst Jugendarbeit. Bei Glaubensabenden kommt es immer wieder vor, dass ein junger Mensch mit dem Herzen entdeckt, wer Christus ist und wie dieser sein Leben verändert. Dann stehe ich oft staunend daneben und denke mir: Das Evangelium ist wahr, und Gottes Geist wirklich am Werk.

Wer zu diesen Gebetsabenden kommt, dürfte eine religiöse Sensibilität haben. Was aber ist mit denen, die Kirche negativ sehen, sei es durch Medien oder ihre Eltern?

Das Wichtigste ist Annahme. Deshalb stehen Begegnung, Hin- und Verstehen vor Moral oder Dogma. Zum Evangelium gehört es immer auch zu begreifen, welche Nöte, Fragen, Sehnsüchte oder Wünsche die jungen Menschen haben. Ihnen ein authentischer Gesprächspartner zu werden, der nicht gleich urteilt, schon gar nicht verurteilt, das ist der Weg der Kirche.

Erleben Sie den Synodengeist bei innerkirchlichen Begegnungen?

Die Kirche in Deutschland ist dabei, sich auf einen „synodalen Weg“ zu begeben. Nach meinen Erfahrungen auf der Jugendsynode habe ich dafür Sympathie. Meine Sorge ist, dass das deutsche Vorhaben

kirchenpolitisch vorab instrumentalisiert wird. Natürlich ist ein Weg des Aufeinanderhörens anstrengend. Bei meinen Teamsitzungen mit den Jugendlichen erlebe ich das oft. Und manchmal bin ich auch in der Versuchung, den Bischof raushängen zu lassen. Aber wir gehen tatsächlich basisdemokratisch vor. Das ist anstrengend! (*lacht*)

Die Spaltung in der Kirche ist manchen Theologen zufolge längst da. Denken Sie, einander zuzuhören kann heilen?

Am Ende heilt wohl nur der Heilige Geist. Ich meine zu spüren, dass in unserem Bistum das Aufeinanderhören ganz gut gelingt. Ich plädiere oft für eine „Hermeneutik des Wohlwollens“. Das bedeutet auf den anderen zuzugehen und ihm erstmal zu unterstellen, dass er etwas Gutes und nicht die Kirche zerstören will – und dann einen gemeinsamen Weg zu suchen.

Und wie steht es um die berühmten Reizthemen?

In Sachen Sexualmoral, Frauen in der Kirche und Zölibat braucht es Geduld. Wir haben tatsächlich große Not, die in der Weltkirche geltenden kirchlichen Positionen plausibel zu machen. Selbst wohlwollende junge Menschen sagen mir, so geht das nicht mehr. Ich glaube allerdings: Das Evangelium war in Teilen noch nie wahnsinnig populär. „Sein Kreuz auf

nehmen“, heißt sein Leben mit allen Konsequenzen dem Herrn übergeben und nicht danach suchen, was mir am besten passt.

Oberammergau macht 2020 eigens Jugendtage, um junge Menschen aus aller Welt und unterschiedlicher Religion zusammenzubringen. Was halten Sie davon?

Großartig. Solche Initiativen sind wunderbar. Ein 13-jähriges Mädchen, Annalena, hat mir jüngst erzählt, dass sie in ihrem Dorf zu den Cari-Mädels gehört. Eine Caritas-Frau hat nach der Erstkommunion mit Kindern diese Gruppe gegründet. Sie hilft ihnen, im Glauben zu wachsen und macht mit ihnen soziale Projekte. Genau so geht es. Kleine Gruppen, engagierte Leute, die ein Herz für Jugendliche haben und mit ihnen unterwegs sind.

Interview: Barbara Just



Aus meiner Sicht ...



Professor Ludwig Mödl ist seelsorglicher Mitarbeiter in Heilig Geist München.

Ludwig Mödl

Sag mir, wo die Kinder sind

Was haben wir falsch gemacht? So muss ich mich als ein in die Jahre gekommener Seelsorger fragen, wenn ich sonntags in einer relativ gut besuchten Großstadtkirche Gottesdienst feiere. Ich habe nur in die Jahre gekommene Frauen und Männer vor mir. Wo sind nur die Kinder? Vor 50 Jahren, so meine Erinnerung, waren am Sonntag in der Kleinstadt, in der ich als Kaplan wirkte, meist mehr als 50 Prozent der Schulkinder da.

Diese Kinder von damals sind heute Omas und Opas. Fühlten sie sich damals genötigt? Was ist zwischenzeitlich passiert, dass der Gottesdienstbesuch vielen nicht mehr notwendig erscheint, so dass sie die Jugendlichen auch nicht mehr anhalten, dorthin zu gehen?

Ich vermute, das Fehlen der Kinder ist ein Indiz für einen Säkularisierungsschub in unserer Glaubenslandschaft – ausgehend von einer Selbstsäkularisierung der kirchlichen Organisation, die alle Abläufe in rational-effizienter Weise formt, das eigentlich Religiöse aber irgendwo dazwischen angesiedelt sein lässt. So entsteht bei vielen eine Haltung, die sagt: „Ich und mein Gott! Das ist genug. Um diesen Kontakt mit Gott zu pflegen, brauche ich keine Rituale oder Gemeinschaften oder Organisationen. Ich und mein Gott! Diese Beziehung gestalte ich nach meinen Bedürfnissen. Im Letzten brauche ich keine Kirche.“

Dass Gott sich einem Volk geoffenbart hat, und dass diese Offenbarung auch an äußere

Zeichen wie etwa an Sakramente geknüpft ist, das entschwindet vielen (Noch-)Gläubigen. Ein nur privater Glaube kann leicht verdunsten, vor allem kann er kaum weitergegeben werden. So stirbt das Christentum in unseren Ländern – die fehlenden Kinder im Gottesdienst zeigen dies an. Was ist dagegen zu tun?

Ein Ruck müsste durch unsere Kirche in Deutschland gehen! Alle Kräfte müssten wir sammeln, um die Kinder und Jugendlichen nicht nur lebenspraktisch auszubilden und weltanschaulich zu belehren, sondern um sie das Geistliche, eigentlich Religiöse in der Religion erfahren zu lassen, das im Gebet und im Gottesdienst gespürt werden kann.



Gerda Röder ist freie Journalistin. Von 1998 bis 2004 war sie Chefredakteurin der Katholischen Sonntagszeitung.

Gerda Röder

Kampf um Sichtbarkeit

„Kampf um Sichtbarkeit“: Das ist der Titel einer Ausstellung, die im Oktober in der Alten Nationalgalerie in Berlin beginnt. Es geht um die „Sichtbarkeit“ von Frauen. Was ist da zu erkämpfen?

Es sind wohl in jedem Kunstmuseum Frauen zu sehen, gemalt in allen Jahrhunderten. Die meist besuchte Frau im Museum dürfte die rund 510 Jahre alte Mona Lisa sein. Rund 30 000 Menschen wollen sie täglich im Pariser Louvre sehen. Da ist beim Warten Geduld gefragt. Nur wenige Sekunden darf man der Schönen nahe sein. Im Oktober beginnt dort die Ausstellung zu Leonardo da Vincis 500. Todestag. Der Kampf um die „Sichtbarkeit“ ist dann ein Kampf ums Zeitfenster.

Sichtbar werden soll in der Alten Nationalgalerie freilich nicht die Frau als Gegenstand der Kunst, sondern als schaffende Künstlerin. Vor 100 Jahren wurden Frauen erstmals an Kunstakademien zugelassen, obgleich man ihnen engere Grenzen der Begegnung zuschrieb als den männlichen Studierenden. Malerinnen gab es schon vorher, allerdings hatten sie kaum Ausbildungsmöglichkeiten – bestenfalls in der väterlichen Werkstatt.

Sind ihre Werke weniger bekannt als die ihrer Zeitgenossen, weil sie von geringerer Qualität sind? Jedenfalls wurden sie weniger gehütet, gesammelt und der Nachwelt überliefert. Einer der Gründe dafür: Es gab in der

Regel kein männliches Pendant zur sorgenden Künstlerwitwe.

Aktuell mögen vermutete Qualitätsunterschiede keine Rolle mehr spielen. Eine Schau in London präsentiert gerade 60 Jahre moderner Kunst mit Werken ausschließlich von Frauen, und die Verantwortliche drückte Zuversicht aus, dass dies den meisten Betrachtern gar nicht auffallen wird. Die Alte Nationalgalerie wiederum will zeigen, welche Werke von Malerinnen und Bildhauerinnen es schon vor 1919 in ihre Sammlung „geschafft“ haben, weil erkannt wurde, dass sie einen wesentlichen Beitrag zum Kunstgeschehen ihrer Zeit leisteten. Wie sehr sie heute geschätzt werden, wird das Publikumsinteresse sichtbar machen.



K. Rüdiger Durth ist evangelischer Pfarrer und Journalist.

K. Rüdiger Durth

Sicherheit durch Waffenverbot

Die Angst geht um in Deutschland. Ständig lesen und hören wir von Angriffen mit Messern, die nicht selten tödlich verlaufen. Wie viele Messer im Umlauf sind, vermag niemand zu sagen. Denn nach wie vor werden Messer zum Essen, zum Schneiden, zum Schnitzen gebraucht. Aber auch jeder andere Gebrauchsgegenstand kann zum Töten und Verletzen gebraucht werden – vom Stock bis zum Hammer, vom Nagel bis zum Auto.

Zum Glück handelt es sich bei all diesen Dingen auch weiterhin um Gebrauchsgegenstände. Und zum Glück besteht in unserem Land – im Gegensatz etwa zu den USA mit fast wöchentlich nachlesbaren schrecklichen Folgen – ein strenges Waffengesetz.

Die Kriminalstatistik weist zwar einem Rückgang von Straftaten auf. Dennoch hat sich in diesem Jahr die Zahl derer, die eine Schreckschuss- oder Gaspistole besitzen, um bislang 30 000 auf jetzt 670 000 erhöht. Auch mit diesen Waffen können schwerste Verletzungen verursacht werden. Ihre Zahl macht Angst.

Zu Recht dürfen in Deutschland nur Polizeibeamte und ausgewählte Personen mit einer staatlichen Genehmigung größere Waffen tragen. Mit dieser Regelung sind wir bislang mehr als gut gefahren. Daran darf sich auch in Zukunft nichts ändern, wollen wir US-amerikanische Verhältnisse gar nicht erst aufkommen lassen.

Deshalb ist es an der Zeit, dass das Waffenrecht auch für Schreckschuss- und Gaspistolen verschärft wird. Und dass die illegale Beschaffung von Waffen oder deren Besitz weiterhin vom Staat strikt unterbunden wird, damit wir auch weiterhin nicht mit der Angst leben müssen, plötzlich mit einer Waffe bedroht, verletzt oder gar getötet zu werden.

Zur Freiheit unseres Landes gehört, dass es ein Land ohne Waffen ist. Aber auch, dass der Staat nicht müde werden darf, uns zu beweisen, dass wir keinen Grund für eine wachsende Besorgnis haben. Dazu gehört auch, die Flut von Schreckschusswaffen einzudämmen. Denn auch die sind extrem gefährlich.

Leserbriefe

Bequem in männlichen Schuhen

Zu „Der Berufung folgen“ (Leserbriefe) in Nr. 36:

Warum wollen Frauen jetzt auf einmal Priesterinnen werden, wie es im Heidentum Priesterinnen gab? Jesus hat durch seine gestiftete Kirche was anderes gelehrt, was Richtiges, Wahres uns Menschen kundgetan. Wir Christen, die die Lehre Jesu annehmen, brauchen uns nicht vor bösen Geistern zu fürchten. Jesus hat uns nur gewarnt vor den gestürzten satanischen Engeln.

Er schenkte uns Menschen die Gnaden und dazu noch sieben Sakramente, dass uns das Böse, die Sünden vergeben werden, wenn wir sie nützen. Die Gnaden und Sakramente wurden vernachlässigt, und das ist vielfach die Ursache des Verfalls unserer heiligen Kirche. Weshalb wurden die Kommunionbänke entfernt, die Kniebeugen und das Knien zur Kommunion abgeschafft, so, dass jedermann den Corpus Christi durch die Einführung der Handkommunion empfangen kann?

Es sollte auch von unseren Kirchenoberen gerade in dieser Zeit darauf hingewiesen werden, dass das Heilige Messopfer das größte Lob-, Dank-, Bitt- und Sühnopfer auf Erden ist. Ich rede oft mit den Pflegeschwestern, die mich betreuen, über unsere Kirche; noch keiner Schwester ist das bekannt und erst recht nicht den Schulkindern. Da fehlte seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wahrscheinlich der echt römisch-katholische Religionsunterricht. Vorher hat doch keine Frau gedacht oder gefordert, Priesterin zu werden wie bei den Lutherischen. Der Auftakt war, dass auf einmal Mädchen als Messdienerinnen gebraucht wurden. Messdiener sieht man immer seltener.

Jesus hat sich für uns Menschen am Kreuz geopfert wegen unserer Sünden.

Dafür sollten wir unserem Herrn dankbarer sein. Denken wir mehr darüber nach, warum Gott, der Schöpfer aller Dinge, die Menschen als Mann und Frau geschaffen hat! Jeder und jede hat besondere Aufgaben und

Fähigkeiten. Es sollten auch wieder spezielle Plätze für Schulkinder und Jugendliche geschaffen werden, sonst werden sie nicht in die Kirche finden.

Berta Schiffel, 92242 Hirschau

Gott, der sich getraut hat, eine Frau für die Menschwerdung des Wortes Gottes zu erwählen, soll sich nicht getraut haben, Frauen zu Priesterinnen zu erwählen, wenn er es wirklich gewollt hätte?

Magnus Sepp,
87616 Marktoberdorf

Was mir an der Frauenbewegung immer wieder aufstößt, sind ihre Grenzüberschreitungen. Obwohl sie von einer Gemeinschaft getragen wird, benutzt sie diese Basis rücksichtslos für ihre eigenen Ziele. Sie bemächtigt sich demonstrativ unserer Werte und missbraucht das religiöse Kraftzentrum unserer Geisteswelt für ihr banales Status- und Karrieredenken.

Wenn ein Sprayer seine politische Werbung auf eine Hauswand oder einen Bus sprüht, macht er sich strafbar. Aber wenn ein Gruppen-Ego – nur weil es sich im Recht fühlt – sich als Besitzer unseres kulturellen Allgemeinguts aufführt, die Regeln unseres Kulturguts Sprache eigenmächtig verformt, um uns vom Wesentlichen abzulenken, und sogar unsere heiligen Schriften „korrigiert“, wird das hingenommen.

Egozentrische Ermächtigung, die sich über eine Gemeinschaft erhebt und sie rücksichtslos für eigene Interessen ausbeutet, ist diktatorisch. Die Machtinteressen männlicher Diktatoren haben Kriege ausgelöst, Völker unterdrückt und sich ein sexuelles Besitzrecht über weibliche Untertanen angemacht. Der zur Gewalt neigende Typ des Diktators ist aber erkennbar, egal ob in Familie, Beruf, am Stammtisch oder als Chef, der seine Sekretärin als „Mülltonne“ für seine Fehler benutzt, um selber gut dazustehen.

Sein weibliches Pendant, das sich erst in unserer Zeit als „Macht von unten“ zeigt, ist schwerer zu erkennen: Die ehemals unterdrückte Frau hat den Egoismus des männlichen Machttyps verinnerlicht. Sie lebt ihn unbewusst beziehungsweise spiegelbildlich auf der Instinkt-Grundlage der „schwachen Frau“ und im Schutz einer Massen-Mentalität, für die ein Unrecht durch häufige Wiederholung



▲ Frauen, eine gekleidet wie ein Diakon, vor dem Kölner Dom bei einer Demonstration der Initiative Maria 2.0 am 22. September in Köln. Foto: KNA

zum Recht wird. Unermüdlich erinnert sie an die Opfer männlicher Gewaltsysteme und erhebt pauschal Anklage gegen den Mann. Auf der Mitleidsschiene unseres sozialen Denkens vereinnahmt sie das reale Leiden vieler Frauen, um sich durch den Erwerb männlicher Vorteile stellvertretend für sie zu entschädigen.

Mit der rebellierenden Projektion des verinnerlichten männlichen Machttyps auf die Außenwelt – bei gleichzeitig innerer Unterwerfung – ruft sie aber langfristig eben diesen Typ Mann aus ihrem Innern wieder in die reale Gegenwart: Insistierende Provokation und eine Vorwurfshaltung, die unter klagendem Hinweis auf vergangenes Unrecht und leidvolle Benachteiligung das Selbstgefühl des Mannes zum eigenen Vorteil durch Schuldgefühle zu schwächen sucht, sind gefährlich. Die latent aggressive „Opfer-Mentalität“ einer äußerlich grundlos lamentierenden Frau kann die Instinkte des friedlichsten Mannes irritieren, aus der Reserve locken und zur Gewalt verführen. Er spürt die Lüge, kann sie aber nicht greifen und greift die Frau an. Damit beginnt der Kreislauf des Unbewussten von vorn.

Offiziell ist die Frau in unserem sozialen Staat unabhängig vom Mann. Aber was macht sie aus ihrer Freiheit? Statt sich endlich kreativ zu entwickeln und sich mit etwas Eigenem in die Kirche einzubringen, macht sie sich von Neuem abhängig, indem sie bequem in seine männlichen Schuhe steigen und seine Position haben will. Der Mann hat sich das Priesteramt entsprechend seiner männlichen Na-

tur geschaffen. Was hindert die heutige Frau daran, aus ihrem eigenen Wesen heraus neben diese Position etwas Neues zu stellen?

Lucia Tentrop,
14057 Berlin

Die Protestbewegung „Maria 2.0“ weckt falsche Hoffnungen. Um endgültig Klarheit zu schaffen, hat der inzwischen heiliggesprochene Papst Johannes Paul II. schon am 22. Mai 1994 mit seinem Schreiben „Ordinatio sacerdotalis“ dem Frauenpriestertum eine klare Absage erteilt und die Diskussion abgeschlossen. Dort heißt es: „Damit also jeder Zweifel bezüglich der bedeutenden Angelegenheit, die die göttliche Verfassung der Kirche selbst betrifft, beseitigt wird, erkläre ich kraft meines Amtes, die Brüder zu stärken, dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben.“ Wer dies nicht akzeptieren will, siedelt sich also selbst außerhalb der Kirche an.

Franziska Jakob
86508 Rehling-Allmering

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

26. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr C

Erste Lesung

Am 6,1a.4–7

Weh den Sorglosen auf dem Zion und den Selbstsicheren auf dem Berg von Samária!

Ihr liegt auf Betten aus Elfenbein und faulenz auf euren Polstern. Zum Essen holt ihr euch Lämmer aus der Herde und Mastkälber aus dem Stall. Ihr grölt zum Klang der Harfe, ihr wollt Musikinstrumente erfinden wie David. Ihr trinkt den Wein aus Opferschalen, ihr salbt euch mit feinsten Ölen, aber über den Untergang Josefs sorgt ihr euch nicht. Darum müssen sie jetzt in die Verbannung, allen Verbannten voran. Das Fest der Faulenzer ist vorbei.

Zweite Lesung

1 Tim 6,11–16

Du, ein Mann Gottes, strebe nach Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Glauben, Liebe, Standhaftigkeit und Sanftmut! Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, zu dem du berufen worden bist und für das du vor vielen Zeugen das gute Bekenntnis abgelegt hast!

Ich gebiete dir bei Gott, von dem alles Leben kommt, und bei Christus Jesus, der vor Pontius Pilatus das gute Bekenntnis abgelegt hat und als Zeuge dafür eingetreten ist: Erfülle deinen Auftrag rein und ohne Tadel, bis zum Erscheinen Jesu Christi, unseres Herrn, das zur vorherbestimmten Zeit herbeiführen wird der selige und einzige Herrscher, der König der Könige und Herr der Herren, der allein die Unsterblichkeit besitzt, der in unzugänglichem Licht wohnt, den kein Mensch gesehen hat noch je zu sehen vermag: Ihm gebührt Ehre und ewige Macht. Amen.

Evangelium

Lk 16,19–31

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Es war einmal ein reicher Mann, der sich in Purpur und feines Leinen kleidete und Tag für Tag glanzvolle Feste feierte. Vor der Tür des Reichen aber lag ein armer Mann namens Lázarus, dessen Leib voller Geschwüre war. Er hätte gern seinen Hunger mit dem gestillt, was vom Tisch des Reichen herunterfiel.

Stattdessen kamen die Hunde und leckten an seinen Geschwüren.

Es geschah aber: Der Arme starb und wurde von den Engeln in Abrahams Schoß getragen. Auch der Reiche starb und wurde begraben. In der Unterwelt, wo er qualvolle Schmerzen litt, blickte er auf und sah von Weitem Abraham und Lázarus in seinem Schoß.

Da rief er: Vater Abraham, hab Erbarmen mit mir und schick Lázarus; er soll die Spitze seines Fingers ins Wasser tauchen und mir die Zunge kühlen, denn ich leide große Qual in diesem Feuer.

Abraham erwiderte: Mein Kind, erinnere dich daran, dass du schon zu Lebzeiten deine Wohltaten erhalten hast, Lázarus dagegen nur Schlechtes. Jetzt wird er hier getröstet, du aber leidest große Qual.

Außerdem ist zwischen uns und euch ein tiefer, unüberwindlicher Abgrund, so dass niemand von hier zu euch oder von dort zu uns kommen kann, selbst wenn er wollte.

Da sagte der Reiche: Dann bitte ich dich, Vater, schick ihn in das Haus meines Vaters! Denn ich habe noch fünf Brüder. Er soll sie warnen, damit nicht auch sie an diesen Ort der Qual kommen.

Abraham aber sagte: Sie haben Mose und die Propheten, auf die sollen sie hören. Er erwiderte: Nein, Vater Abraham, aber wenn einer von den Toten zu ihnen kommt, werden sie umkehren.

Darauf sagte Abraham zu ihm: Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.

Die Gerechten ruhen in Abrahams Schoß: Illustration aus dem „Hortus Deliciarum – Garten der Kostlichkeiten“ der Äbtissin Herrad von Landsberg. Die nachweislich erste Enzyklopädie aus Frauenhand entstand um 1180.

Foto: gem

Gedanken zum Sonntag

Umkehren zu den Armen

Zum Evangelium – von Pfarrer Bernhard Ehler



Nicht über Vorgänge im Jenseits will Jesus uns informieren mit dem Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus. Mit allem Nachdruck fordert er uns auf, hier und heute umzukehren, damit unser Leben vor Gott bestehen kann.

Umkehren sollen wir, weil vor Gott alle irdischen Verhältnisse umgekehrt werden. Bei ihm zählen nicht die Reichen und Mächtigen, sondern die Armen. Sie dürfen auf seine Gerechtigkeit hoffen. Wir dürfen auf Gottes Barmherzigkeit hoffen, wenn wir uns in unserem Leben den Armen zuwenden. Nur dadurch

wenden wir uns Gott zu, denn Gottes Sohn kam als Armer auf diese Welt. Er identifiziert sich mit jedem Notleidenden. Wer ihn missachtet, missachtet Gott.

Nun sitzt aber nicht nur ein Armer namens Lazarus vor unserer Haustür und erwartet Hilfe. Es ist unübersehbar: Hunderte Millionen von Menschen hungern und leiden wie Lazarus. Manche von ihnen begegnen uns in unserer unmittelbaren Umgebung. Immer mehr Menschen flüchten nach Europa, weil sie in ihrer Heimat nicht menschenwürdig leben können. Der größte Teil des Elends ist von Menschen verursacht, vor allem von denen, die in den reichen Ländern Europas und Nordamerikas wohnen. Es sind die Folgen früherer Kolonialpolitik, unseres heutigen Umgangs

mit der Umwelt, unserer Waffengeschäfte, ungerechter Handelspolitik, des Anschürens tödlicher Konflikte aufgrund eigener Machtinteressen, welche die Lebensmöglichkeiten zahlloser Menschen bedrohen oder gar vernichten. Wir können nicht sagen, wir hätten nichts gewusst: Das Fernsehen bringt uns täglich die Bilder der Notleidenden ins Wohnzimmer. Wer will, kann sich leicht über die Ursachen informieren.

Wir sind nicht verpflichtet, die ganze Welt zu retten. Aber können wir so einfach sagen, das Elend der Menschen in Kriegsgebieten und Hungerzonen gehe uns nichts an? Dürfen Christen von ihren Regierungen fordern, dass sie ihnen die Menschen, die um ihr Überleben kämpfen, vom Hals halten und sie lieber im Mittelmeer ertrinken las-

sen? Müssten wir nicht alles unterstützen, was dazu beiträgt, das Leid der Menschen zu lindern und ihnen ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen?

Dem reichen Mann sind die Augen zu spät aufgegangen. Er bittet Abraham, Lazarus zu seinen Brüdern zu schicken, damit diese umkehren und sich der Armen annehmen, bevor es zu spät ist. Abraham verweist auf die klare Botschaft der ganzen Bibel. Der Reiche aber weiß, dass das zu wenig eindrücklich ist. Da müsste erst einer von den Toten auferstehen, damit seine Brüder auferüttelt werden. Wir glauben, dass Jesus Christus von den Toten auferstanden ist. Lassen wir uns durch sein Wort aufrütteln, damit wir umkehren und in den Armen ihm dienen?



Gebet der Woche

Allmächtiger Gott, du Lenker der Welt,
deiner Macht ist alles unterworfen.
Wir bitten dich für unsere Heimat:
Gib den Männern und Frauen,
die im öffentlichen Leben Verantwortung tragen,
Weisheit und Tatkraft.
Gib allen Bürgern die rechte Gesinnung.
Lass Eintracht und Gerechtigkeit
in unserem Lande herrschen
und schenke uns allezeit Glück und Frieden.
Darum bitten wir durch Jesus Christus.

Tagesgebet zum Tag der Deutschen Einheit

Glaube im Alltag

von Max Kronawitter



Max, meine Seele hat Muskelkater.“ Mit dieser Antwort überraschte mich eine Bekannte auf meine Frage, wie es ihr geht. „Seelenmuskelkater“. Diese Wortkombination hatte ich noch nie gehört. Wie kann eine Seele Muskelkater bekommen? Vielleicht kam mir die Bemerkung deshalb so fremdartig vor, weil ich zu gut weiß, was einen Muskelkater ausmacht. Erst kürzlich war mir nach einer anstrengenden Bergtour jeder Schritt verleidet. Ich bin kaum die Treppe hochgekommen. So geht es eben, wenn man sich ohne Training völlig verausgabt. Der Körper schreit dann auf, erinnert einen daran, dass man es nicht übertreiben soll.

Aber die Seele? Je mehr ich darüber nachgedacht und mir vor Augen geführt habe, was denn einen Muskelkater kennzeichnet, desto mehr fand ich, dass dieses Bild gar nicht so schlecht ist. Ist nicht auch die Seele ähnlich wie ein Muskel ein Organ, das still und unaufdringlich seinen Dienst verrichtet und oft erst dann bemerkt wird, wenn es Probleme macht? Mir fielen plötzlich eine Reihe von Begriffen ein, die diesen Umstand zum Ausdruck bringen: Seelenschmerz, Seelennot, Seelenleid, Seelengift, Seelenpein, Seelenbrand, Seelendurst, Seelenqualen.

Offenbar hat unsere Seele recht viele Gemeinsamkeiten mit den übrigen lebenswichtigen Organen. Bei Problemen suchen wir Abhilfe beim Spezialisten. Ersetzen lässt sich die Seele jedoch nicht. Ein Austausch, wie etwa bei einem Spenderherz oder einer Spenderniere, ist nicht

möglich. So wird freilich auch deutlich, dass die Seele nicht ein Teil von uns ist, sondern irgendwie mit unserer Ganzheit verwoben ist. „Anima forma corporis – die Seele formt unseren Körper“, hat der Kirchenlehrer Thomas von Aquin einmal formuliert.

Wenn es der Seele gutgeht, geht es auch uns gut. Wo sie krankt, sind wir in höchster Gefahr. Ihre Signale wahrzunehmen ist deshalb überlebensnotwendig. Glücklicherweise spürt man einen Seelenmuskelkater!

Für kirchliche Mitarbeiter gibt es ein wunderbares Wort: Als Seelsorger werden sie bezeichnet. Ihre wichtigste Aufgabe ist es – das suggeriert zumindest dieser Begriff –, dafür zu sorgen, dass es den Seelen der Menschen gutgeht, dass sie heil bleiben und das Ziel „Seelenheil“ nicht verfehlen. Ihr Behandlungsinstrumentarium ist recht einfach und doch unheimlich wirksam. Es ist eine Verheißung: Du bist nicht allein, du bist geliebt, und was auch passiert: Gott lässt dich nicht fallen.

Wer diesen Zuspruch für sich fruchtbar machen kann, wer ihm so glaubhaft begegnet, dass er sich in ihn fallen lassen kann, der hat jenen Balsam für die Seele gefunden, mit dem sogar Verletzungen heilen. Wer sich von diesem „Ja“ getragen weiß, der kann es auch anderen zusagen. Je mehr wir alle zu kleinen und großen Seelsorgern werden, desto gesünder wird diese Welt.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 2. Woche, 26. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 29. September
26. Sonntag im Jahreskreis

Messe v. Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierl. Schlussegen (grün); 1. Les: Am 6,1a.4-7, APs: Ps 146,6-7.8-9b.9c-10, 2. Les: 1 Tim 6,11-16, Ev: Lk 16,19-31

Montag – 30. September
Hl. Hieronymus, Priester, Kirchenlehrer

Messe vom hl. Hieronymus (weiß); Les: Sach 8,1-8, Ev: Lk 9,46-50 oder aus den AuswL

Dienstag – 1. Oktober
Hl. Therese von Lisieux, Ordensfrau, Kirchenlehrerin

Messe von der hl. Therese (weiß); Les: Sach 8,20-23, Ev: Lk 9,51-56 oder aus den AuswL

Mittwoch – 2. Oktober
Heilige Schutzengel
M. von den heiligen Schutzengeln, Prf Engel (weiß); Les: Neh 2,1-8 oder aus den AuswL, Ev: Mt 18,1-5.10

Donnerstag – 3. Oktober
Priesterdonnerstag

Messe vom Tag (grün); Les: Neh 8,1-4a.5-6.7b-12, Ev: Lk 10,1-12; **M. v. Tag, Tagesgebet f. Heimat u. Vaterland u. d. bürgerl. Gemeinschaft/um Frieden u. Gerechtigkeit/um geistliche Berufe** (jew. weiß); jew. Les u. Ev v. Tag o. a. d. AuswL

Freitag – 4. Oktober
Hl. Franz von Assisi, Ordensgründer Herz-Jesu-Freitag

Messe vom hl. Franz (weiß); Les: Bar 1,15-22, Ev: Lk 10,13-16 oder aus den AuswL; **Messe vom Herz-Jesu-Freitag, Prf Herz-Jesu** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 5. Oktober
Marien-Samstag – Herz-Mariä-Sa

Messe vom Tag (grün); Les: Bar 4,5-12.27-29, Ev: Lk 10,17-24; **Messe Unbeflecktes Herz Mariä, Prf Maria** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

WORTE DER SELIGEN:
JOSEF MAYR-NUSSER

„Lieber
sein Leben
verlieren ...“



Seliger der Woche

Josef Mayr-Nusser

geboren: 27. Dezember 1910 in Bozen
gestorben: 24. Februar 1945 bei Erlangen
seliggesprochen 2017 im Dom von Bozen
Gedenktag: 3. Oktober

Josef war der Sohn des Weinbauern vom Nusserhof in Bozen. Er schloss sich dem Jungmännerbund der Katholischen Aktion an und wurde deren Leiter im Bistum Trient. 1936 wurde er Präsident der in Bozen neu gegründeten Vinzenzkonferenz. Beim „Optionsabkommen“ der faschistischen Regierungen in Deutschland und Italien entschied er sich 1939 gegen die Auswanderung nach Deutschland und für den Verbleib in Italien. Auch schloss er sich dem „Andreas-Hofer-Bund“ an, einem Südtiroler Widerstandskreis. Obwohl er italienischer Staatsbürger, wurde er 1944 zur Waffen-SS eingezogen. Da er am 4. Oktober 1944 den Eid auf Hitler verweigerte, wurde er wegen Wehrkraftzersetzung zum Tod verurteilt. Er starb beim Transport ins KZ Dachau im Viehwaggon. *red*

Eine Woche vor seiner Eidesverweigerung schrieb er seiner Frau einen Brief.

Darin steht: „Liebste, beste Hildegard! Eine Sorge wird wohl auch Dich bedrücken, seit Du weißt, dass ich bei der SS Dienst tue und der Fall Ernst Haller [der Kamerad aus Südtirol hatte ebenfalls den Eid verweigert] in Erinnerung aufgetaucht ist. Wie ich mich im gleichen Umstand verhalten würde, darüber war ich keinen Augenblick im Zweifel, und Du wärst nicht meine Frau, wenn Du etwas anderes von mir erwartetest. Dieses Bewusstsein, geliebtes Weib, dieses selbstverständliche Zusammenstimmen in dem, was uns am heiligsten ist, bedeutet für mich einen unsagbaren Trost.

Dass ich Dich, treueste Gefährtin, durch mein Bekenntnis im entscheidenden Moment

vielleicht auch noch in zeitliches Unglück stürze, das nagt am schwersten an meinem Herzen. Dieses Bekennen-Müssen wird sicher kommen, es ist unausbleiblich, denn zwei Welten stoßen aufeinander. Zu deutlich haben sich Vorgesetzte als entschiedene Verneiner und Hasser dessen gezeigt, was uns Katholiken heilig und unantastbar ist. Bete für mich, Hildegard, damit ich in der Stunde der Bewährung ohne Furcht und Zögern so handle, wie ich es vor Gott und meinem Gewissen schuldig bin. Dass ich italienischer Staatsbürger bin, ist vielleicht, wenn es einmal so weit ist, in den Augen der Richter ein Milderungsgrund. Jedenfalls wird es gut sein, auf schlimme und schlimmste Möglichkeiten gefasst zu sein.

Aber Du bist eine tapfere Frau, eine Christin, und auch persönliche Opfer, die vielleicht von Dir gefordert werden, wären sicher nicht

imstande, Dich zur Verurteilung Deines Mannes zu bestimmen, weil er es vorzog, lieber sein Leben zu verlieren als den Weg der Pflicht zu verlassen. Was auch kommen mag: Nun ist mir leichter, denn ich weiß Dich vorbereitet, und Dein Gebet wird mir Kraft geben, in der Stunde der Bewährung nicht zu versagen. Sei mit dem kleinen Albert in aller Liebe begrüßt und geküsst von Deinem Mann.“

Am 12. November schrieb er: „Hildegard, liebste, beste Frau, sei stark! Gott wird Dich und mich nicht verlassen! Wenn der Herr ein Opfer fordert, dann gibt er auch die Kraft, es zu tragen. Wer sollte uns trennen von der Liebe Christi? Nicht Feuer noch Schwert. Niemals vorher habe ich dies so tief empfunden wie jetzt.“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: Joachim Schäfer – Ökumenisches Heiligenlexikon, gem

Josef Mayr-Nusser finde ich gut ...

Der Komponist Albert Mayr, 1943 geborener Sohn des Seligen, hebt bezüglich seiner Vorbildlichkeit zwei Punkte hervor: „Der eine ist, dass sich mein Vater immer bemüht hat, die nationalsozialistische Propaganda zu durchschauen und mit den anderen Jungmännern in der Katholischen Aktion zu diskutieren, um deren unmenschliche und antireligiöse Essenz darzulegen. Der andere Punkt ist die Einfachheit und Selbstverständlichkeit, mit der mein Vater, wie wir aus den Berichten wissen, den Eid verweigert hat, ohne zu versuchen, seine Kameraden auch dazu zu überreden. Also ein klares und zugleich unaufdringliches Zeugnis, eine Vorgehensweise, die heute, wo alles, jedenfalls potentiell, medial aufbereitet werden muss, sicher ein Vorbild sein kann.“ Die Motivation zur Verweigerung des Eids auf Hitler war wesentlich „eine religiöse, aber mein Vater hat ja nicht gegen eine Einzelperson oder eine kleine Gruppe Widerstand geleistet, sondern gegen ein System, einen Unrechtsstaat. Damit bekam seine Tat auch eine politische Valenz, und dessen war er sich sicherlich bewusst.“



Zitat

von Josef Mayr-Nusser

„Etwas ganz Bescheidenes und doch viel Wichtigeres hat uns der Herr geboten: Zeugen zu sein: Das Zeugnis ohne Worte, das der lebendige Christ täglich lebt, zu Hause, bei der Arbeit, auf dem Felde, in der Werkstatt, vor den Menschen.“

Welche Kraft geht von einem jungen Menschen aus, der einfachhin christlich lebt! Wir sollen Zeugen sein: Wir wollen vorerst versuchen, ehe wir Künder des Wortes und der Tat werden, junge Christen und es ganz zu sein. Wir werden es am heiligen Quell der Altäre. Auf ihnen liegt Christi Wort und Leib.

In ihnen liegen die Gebeine jener, die Zeugen Christi waren bis ans Sterben.“



Nach einem islamistischen Anschlag auf eine Kirche setzen Hinterbliebene ihre getöteten Angehörigen und Freunde bei.

Fotos: Kirche in Not

TERROR IN BURKINA FASO

Ein Land am Rande des Kriegs

Muslimische Extremisten vertreiben Christen – Flüchtlinge von Hungersnot bedroht

OUAHIGOUYA (KiN) – Im Norden Burkina Fasos spitzt sich die Gewalt gegen Christen nach Angaben des weltweiten Hilfswerks „Kirche in Not“ zu. Terroristen durchkämmen dort Dorf für Dorf und stellen die christlichen Einwohner vor die Wahl: Übertritt zum Islam oder Vertreibung. Zahlreiche Christen wurden bereits getötet. Das berichten Einheimische, die anonym bleiben möchten.

Die Extremisten verfolgen den Angaben zufolge einen Plan. „Sie töten einzelne Gemeindemitglieder und drohen den Hinterbliebenen an, sie würden in drei Tagen wiederkommen“, erklären Informanten. Finden sie dann noch einen Christen vor, werde dieser getötet. Den Menschen bleibe nur die Flucht.

Zuletzt seien zwei schwer zugängliche Dörfer in der Provinz Nord angegriffen worden. Mehr als 2000 Einwohner seien von dort geflohen. Über das Vorgehen im Dorf Hitté heißt es: „Anfang September kamen 16 Männer dorthin. Sie warteten, bis die Bewohner von der Feldarbeit heimkehrten. Einige zwangen die Menschen in die Kirche und drohten ihnen. Währenddessen brannten ihre Komplizen Häuser und Ställe nieder.“

Offenbar handelt es sich nicht um Einzelfälle. Die Gewaltwelle hält seit Mai an. Damals sprengten Terroristen im Dorf Toulfé einen Gottesdienst und brachten fünf Menschen um. „Von dort aus rückten die Extremisten in das nächste Dorf vor, wo sie den Christen ebenfalls ein Ul-

timatum stellten“, wird berichtet.

Viele Christen seien geflohen – aber nicht alle. „Diejenigen, die blieben, wurden Zeugen, wie drei Menschen ermordet wurden, darunter auch ein Katechet, der die kleine Gemeinde leitete und Gebetsgruppen organisierte“, schildern die Zeugen.

Zuflucht finden die Dorfbewohner den Angaben zufolge in nahegelegenen Städten. Eine davon ist Titao, etwa 50 Kilometer nordwestlich der Provinzhauptstadt Ouahigouya. 7000 Vertriebene seien allein in Titao untergekommen. Sie werden durch die Kirche materiell, aber auch psychologisch versorgt.

Die humanitäre Situation sei angespannt. „Sie hat jedoch auch eine große Solidarität der Einwohner hervorgebracht – einschließlich der Muslime“, berichten die Quellen.

Ihnen ist wichtig, nicht alle Muslime vorzuverurteilen, auch nicht die Angehörigen des Nomadenvolkes der Fulani, aus dem die meisten Gewalttäter mutmaßlich stammen und die auch im Norden Nigerias für gewalttätige Übergriffe auf Christen verantwortlich gemacht werden. Sie seien auch nicht die Alleinverantwortlichen.

„Diese Menschen werden manipuliert. Ihre Waffen stammen nicht aus Burkina Faso. Wir wissen, dass

die Waffen von internationalen Unternehmen stammen, für die nur der Profit zählt“, hieß es. Kirchenvertreter fordern seit langem ein Vorgehen gegen Waffenschmuggel und Terror.

Doch die Regierung bleibt weiterhin untätig. Das gelte auch für Ordnungskräfte wie die Polizei. „Sie helfen kaum dabei, die Leichen der ermordeten Menschen aus den Dörfern abzuholen, um sie anständig zu bestatten.“ Die Angehörigen nehmen zum Teil große Gefahren und unmenschliche Bedingungen auf sich, um ihren Toten die letzte Ehre zu erweisen.

Die Gefahr von Vergeltungsakten sei hoch, heißt es gegenüber Kirche in Not. Denn die Menschen würden die Täter oft kennen, da sie aus der gleichen Gegend stammen. Viele Christen hätten alles verloren – auch die Ernte. Nun drohe eine Hungersnot. „Bitte beten Sie dafür und helfen Sie, dass der Friede zurückkehrt“, appellieren die Notleidenden an die Öffentlichkeit.

In Burkina Faso bekennt sich rund ein Viertel der über 18 Millionen Einwohner zum christlichen Glauben. Mehr als die Hälfte der Bewohner sind Muslime. Seit 2015 kommt es vermehrt zu islamistischen Attentaten. Beobachter vermuten, es solle ein Krieg zwischen den Religionen geschürt werden.

Informationen

zur Lage in Burkina Faso liefert der Bericht „Religionsfreiheit weltweit“ von Kirche in Not. Im Internet ist er zu finden unter: religious-freedom-report.org/de/pdf_de/?pais=1779



▲ Im Flüchtlingslager Titao versorgt die Kirche geflohene Christen mit Lebensmitteln.

„MAHATMA“ GANDHI

Indiens fast vergessene Ideale

Vor 150 Jahren geboren: Der Freiheitskämpfer, der nicht kämpfen wollte

NEU-DELHI – Spricht man von den ganz großen Persönlichkeiten, die Menschen fasziniert haben und noch immer faszinieren, darf einer nicht fehlen: der indische Widerstandskämpfer „Mahatma“ Gandhi. An diesem Mittwoch vor 150 Jahren wurde er geboren.

„Nichts auf der Welt ist so kraftvoll wie eine Idee, deren Zeit gekommen ist“, schrieb der große französische Dichter Victor Hugo. Für die Inder war in den 1940er Jahren die Zeit gekommen, sich von der britischen Kolonialherrschaft zu befreien. Mohandas Karamchand Gandhi führte sie 1947 in die Unabhängigkeit – mit völlig gewaltfreien Mitteln.

Vom Waffengebrauch hielt der unscheinbare Inder mit dem einfachen Lendentuch nichts, für ihn war Gewalt ein „Symbol der Hilflosigkeit“. Stattdessen begegnete der gläubige Hindu den britischen Besatzern im Geist der Liebe und der Gewaltlosigkeit. Mit beispiellosem Erfolg. Dabei deutet im Leben des am 2. Oktober 1869 geborenen Gandhi zunächst nichts auf seine außergewöhnlichen politischen Fähigkeiten hin.

Fromm und gewaltlos

Aufgewachsen in einem frommen hinduistischen Elternhaus spricht den jungen Gandhi der Jainismus mit seinen Geboten der Gewaltlosigkeit und der Achtung aller Lebewesen an. Er liest das indische Weisheitsbuch, die Bhagavadgita, und die Bibel mit der Bergpredigt. Später studiert er Henry David Thoreaus Buch „Ziviler Ungehorsam“. 1893 geht er als Rechtsbeistand einer indischen Firma nach Südafrika.

Gandhi entdeckt die eigentliche Aufgabe des Anwalts, streitende Parteien wieder zusammenzubringen. Er avanciert zum Fürsprecher der unterdrückten indischen Einwanderer in Südafrika. 1914 erlebt Gandhi in Afrika seinen bislang größten politischen Erfolg: Die diskriminierenden Gesetze gegen die Inder werden aufgehoben. Sie sind nun gleichberechtigte Staatsbürger.

Die Verhältnisse in Indien führen dazu, dass Gandhi auch in seiner Heimat politisch aktiv wird. Dort strebt er die Gleichstellung der 319 Millionen Inder im britischen Weltreich an. Gandhi führt – mit einer



▲ Gandhi (rechts) mit seinem Mitstreiter Jawaharlal Nehru.

Foto: gem

ihm eigenen Mischung von demütiger Sanftheit, unbeugsamer Entschlossenheit und klarer politischer Logik – die Widerstandsbewegung



▲ Klimaaktivistin Greta Thunberg: Ist sie ein Gandhi des 21. Jahrhunderts? Medienwissenschaftler Volker Lilienthal ist davon überzeugt. Foto: KNA

gegen die Briten mit immer breiterer Unterstützung an.

Die britische Regierung steht der friedlichen Revolution völlig ratlos gegenüber. Selbst Masseninhaftierungen bleiben wirkungslos. Der britische Premierminister Winston Churchill bezeichnet Gandhi als „auführerischen, nackten Fakir“. 1930 führt dieser den Salzmarsch an, bei dem die Inder den freien Zugang zum Meer fordern, um dort selbst Salz gewinnen zu können.

Als sie versuchen, die Darshana-Salzbergwerke zu betreten, knüppeln die Briten die friedlichen Demonstranten nieder – vor den Augen der Weltpresse. Großbritannien verliert sein Gesicht. Am 15. August 1947 wird Indien unabhängig – allerdings als geteiltes Land: Fünf Millionen Sikhs und Hindus müssen nun die pakistanische Hälfte des Pandschab verlassen, über fünf Millionen Muslime befinden sich noch in der indischen Hälfte.

Bei der einsetzenden Fluchtbe-
wegung fallen Hindus und Musli-

me übereinander her, was Gandhi, den „Vater der indischen Nation“, zutiefst deprimiert. Am 30. Januar 1948 wird der „Apostel der Gewaltlosigkeit“ selbst Opfer enthemmter Gewalt: Ein fanatischer Anhänger einer nationalistischen Hindu-Organisation erschießt den 78-Jährigen.

Heute gilt Gandhi in seiner Heimat zwar immer noch als Mitbegründer des unabhängigen indischen Staates. Seine Ideale der Gewaltlosigkeit und des gesellschaftlichen Friedens aber geraten immer mehr in Vergessenheit. Indien erlebt derzeit den größten gesellschaftlichen und politischen Umbruch seiner Geschichte seit der Unabhängigkeit. Hindu-Nationalisten streben einen hinduistischen Gottesstaat an. Aggressionen gegen religiöse Minderheiten nehmen zu.

Eine „große Seele“

In der westlichen Welt dagegen wird Gandhi, dem der indische Dichter Rabindranath Tagore 1915 den hinduistischen Ehrentitel „Mahatma“ (Große Seele) verliehen hat, fast wie ein „Heiliger“ verehrt. Erinnerungsstücke erzielen Rekordpreise. So kamen 2009 in New York Gandhis Brille, eine Taschenuhr, Sandalen sowie weitere Memorabilien für knapp 1,5 Millionen Euro unter den Hammer. Ein Stück Grasnarbe von dem Ort, an dem Gandhi erschossen wurde, wurde 2012 für umgerechnet rund 11 200 Euro versteigert.

Gandhis gewaltfreie Methoden zivilen Ungehorsams werden heute auch von der „Fridays for Future“-Bewegung genutzt. Klimaaktivistin Greta Thunberg startete vor einem Jahr mit einem Sitzstreik ihren Protest für mehr Klimaschutz. In diesem Sommer ließen sich junge Umweltaktivisten der Bewegung in einem Camp im Elsass auch in Techniken des gewaltfreien Widerstandes ausbilden.

Der Hamburger Medienwissenschaftler Volker Lilienthal hat Thunberg jüngst zu einem ähnlichen Vorbild erklärt wie den indischen Freiheitskämpfer. Auch sie sei „eine Anführerin hin zu einem als richtig und notwendig erkannten Ziel“, erklärt er. Allerdings ist Thunberg gerade einmal 16 Jahre alt – ein Alter, in dem Gandhi noch artig zur Schule ging.

Angelika Prauß



Wenn Kriminelle Staatsland roden und zu Geld machen, erwartet sie kaum Strafe.

Foto: imago/epd

BRASILIEN BRENNT UNTER BOLSONARO

Hintermänner der Zerstörung

Menschenrechtler benennen die Verantwortlichen des Raubbaus in Amazonien

RIO DE JANEIRO – Umweltaktivisten leben in Brasilien gefährlich. Kriminelle Banden, die den Amazonaswald abholzen, schrecken auch vor Morden nicht zurück. Unter Präsident Jair Bolsonaro wird die Situation noch dramatischer.

Zwei Männer klopfen im Dezember 2018 an die Tür von Gilson Temponi – und erschossen ihn. Zuvor hatte der Bauernaktivist den brasilianischen Behörden einen illegalen Landhandel gemeldet. Der indigene Anführer Eusebio Ka'apor wurde 2015 ermordet. Er hatte im Teilstaat Maranhão den Widerstand gegen weiße Eindringlinge organisiert.

28 Fällen ermordeter Aktivisten ist die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch (HRW) nachgegangen, ferner vier Mord-

versuchen und 40 Morddrohungen. Der „Rainforest Mafias“ betitelte Bericht, soeben in São Paulo veröffentlicht, zeigt auf, „wie die Gewalt und die Straflosigkeit die Abholzung im brasilianischen Amazonasgebiet fördern“.

Skrupellose Banden

Besagte „Mafias“ sind Verbrecherbanden, die in illegale Aktivitäten verstrickt sind – vom Goldsuchen bis hin zum Drogenhandel. Doch hauptsächlich handeln sie mit Holz und Land, wobei sie Wälder auf Staatsland, in Naturparks oder indigenen Gebieten roden und abbrennen. Wer sich ihnen in den Weg stellt, wird bedroht oder umgebracht.

Lediglich zwei der dokumentierten Mordfälle landeten vor Gericht, während die Morddrohungen gar

nicht strafrechtlich verfolgt wurden. Ein Trend, der sich auch in den Zahlen der katholischen Landpastoral widerspiegelt: Sie hat seit 2009 über 300 Morde an Umweltaktivisten aufgelistet, von denen nur 14 vor Gericht kamen.

„Wir haben eine nahezu vollständige Straflosigkeit angetroffen“, sagt der Autor des HRW-Berichts, César Muñoz. „Die Chance, dass jemand bestraft wird, der einen Umweltaktivisten ermordet, ist minimal. Diese Straflosigkeit hält die Gewalt in Gang.“ Polizei und die lokale Justiz unterließen die nötigen Untersuchungen wie Autopsien oft aus Angst. In einem Fall wurde das Opfer sogar in der Nähe der lokalen Polizeistation ermordet, sagt Muñoz: ein Zeichen, dass die Täter das Gesetz nicht fürchten.

Gewalt und Straflosigkeit sind seit Jahrzehnten Realität am Amazonas. „Aber die Situation wird unter Präsident Bolsonaro schlimmer“, sagt HRW-Direktor Daniel Wilkinson. Unter Bolsonaro wurden die Mittel für die seit Jahren auf Schrumpfkur gesetzten Kontrollbehörden noch einmal gekürzt.

„Mit Bolsonaros Regierung wurde das, was schon bisher nicht gut lief, nun richtig schlecht“, meint Muñoz. Kontrollbeamte, Indigene und Bauern, die die kriminellen Banden bekämpfen, seien verletzlicher geworden, weil die Kontrollen eingeschränkt wurden. „Wenn man weniger Kontrollen hat und das Recht weniger angewendet wird, wird das zu einem Fest für die kriminellen Banden.“

So schnellten zuletzt die Abholzungszahlen am Amazonas in die Höhe: plus 88 Prozent im Juni, plus 278 Prozent im Juli und plus 222 Prozent im August, jeweils im

Vergleich zum Vorjahresmonat. Zudem brannten Brasiliens Wälder in diesem Jahr so oft wie seit fast zehn Jahren nicht mehr. „Jetzt wird in acht Monaten die Arbeit von Jahrzehnten zerstört“, kommentierte die ehemalige Umweltministerin Marina Silva die Lage unter dem seit Januar regierenden Bolsonaro.

Silva war es einst geglückt, durch verstärkte Kontrollen und den Einsatz moderner Satellitenüberwachung die Abholzung von 28 000 Quadratkilometern im Jahr 2004 auf rund 4000 Quadratkilometer 2012 zu senken. Derzeit dürfte sie wieder in Richtung der 10 000-Quadratkilometer-Marke tendieren, schätzen Experten.

Illegalität wird gefördert

Auch dank der Signale, die Bolsonaro an die Mafias aussendet. „Die Regierung macht dies auf zwei Ebenen: mit einem Kurs, der die Illegalität stimuliert, und mit einer Reihe von Maßnahmen, die das Gefühl der Straffreiheit erzeugt“, erklärt Silva. „Zum ersten Mal überhaupt spricht sich die Regierung gegen die Politik des Umweltschutzes aus.“

Der Druck auf die Kontrollbehörden dürfte weiter zunehmen. So sollen sich Goldsucher kürzlich mit dem Umweltminister und Bolsonaros Kabinettschef getroffen haben, berichten Medien. Die Goldsucher fordern eine Bestrafung der Beamten der Umweltbehörden Ibama und ICMBio, die deren konfiszierte Maschinen und Fahrzeuge verbrannt hatten. Laut Gesetz dürfen die Behörden dies, wenn ein Abtransport nicht möglich ist. Vor einigen Wochen hatte Bolsonaro jedoch persönlich untersagt, dieses Gesetz anzuwenden. *Thomas Milz*

César Muñoz ist der Autor des „Rainforest Mafias“-Berichts von Human Rights Watch (HRW).

Foto: KNA



Neue Prämien für Ihre Empfehlung!

Überzeugen Sie Freunde, Verwandte oder Bekannte von einem Abo der Katholischen Sonntagszeitung und Sie erhalten eines unserer attraktiven Geschenke.



Riesensitzkissen „OUTDOOR XXL“

Der abnehmbare Bezug ist doppelwandig vernäht aus pflegeleichtem, strapazierfähigem Nylon, leicht fließende Füllung durch neue Styroporkügelchen, spezielle wasserabweisende Innenbeschichtung.

Media Markt Geschenkkarte im Wert von 50 Euro

Bundesweit einlösbar in allen Media Markt Filialen und im Media Markt Online Shop.



All-In-One-Kit „PROMOLINE“, 111-tlg.

Inhalt: u.a. 1 Kombinationszange, 1 Flachzange, 1 Schneider, 1 Hammer, 1 Maßband, 3 Sägeblätter für Handsäge, 1 Ratschenhandschrauber, 6 Stecknüsse, 1 Inbusschlüssel, 1 Handsäge.

Weitere attraktive Geschenke finden Sie auf unserer Homepage: www.katholische-sonntagszeitung.de

Prämienauslieferung spätestens 8 Wochen nach Eingang der Abonnementgebühr. Für Geschenk-Abonnements und Werbung von im gleichen Haushalt lebenden Personen dürfen keine Prämien gewährt werden.

Bitte ausfüllen und einsenden an:
Katholische Sonntagszeitung · Leserservice · Postfach 11 1920 · 86044 Augsburg

Ich habe den neuen Leser vermittelt.

Bitte senden Sie mir das angekreuzte Geschenk:

- Riesensitzkissen 9140064 Media Markt Gutschein 6418805 All-In-One-Kit 9146262

Vorname / Name

Straße / Hausnummer PLZ / Ort

Ich bin der neue Leser.

Schicken Sie mir die „Katholische Sonntagszeitung“ für mindestens ein Jahr und darüber hinaus bis auf Widerruf. Die Kündigungsfrist beträgt 6 Wochen zum Quartalsende.

Vorname / Name

Straße / Hausnummer PLZ / Ort

Ich wähle folgende Zahlungsweise:

- Bequem und bargeldlos durch 1/4-jährliche Bankabbuchung von EUR 22,35.

IBAN BIC

- Gegen Rechnung zum Jahrespreis von EUR 89,40.

Datum / Unterschrift

- Ja, ich möchte den Newsletter der „Katholischen Sonntagszeitung“ kostenlos per E-Mail beziehen.

E-Mail

50



▲ Der Pastoralbus macht Station vor dem Bautzener Domstift St. Petri. Foto: KNA

QUER DURCHS LAND

Kirche auf vier Rädern

Pastoralbus bringt Stärkung für Körper und Geist

MAGDEBURG/BAUTZEN – Die Kirche muss dahin gehen, wo die Menschen sind. Das weiß man auch im Bistum Dresden-Meißen, wo in der Bautzener Domgemeinde täglich ein Pastoralbus zu den Gläubigen unterwegs ist. Bis zu 50 Kilometer tourt das Gefährt an manchen Tagen durch die Oberlausitz: ein einzigartiges Beispiel, wie Pastoral in den neuen Bundesländern gelingt.

Mit 89 Ortschaften um Bautzen ist die Domgemeinde, die insgesamt 4000 Mitglieder zählt, die flächenmäßig größte Pfarrei des Bistums Dresden-Meißen. Wie in vielen anderen ländlichen Regionen des Ostens ist fast alles rückläufig. „Kein Konsum mehr, keine Kneipe, und auch der Pfarrer kann nur noch zu besonderen Anlässen kommen“, berichtet Kerstin Schäfer, die regelmäßig in dem Bus unterwegs ist.

Gläubigen zuhören

Da muss sie oft einfach „zuhören und trösten“ an einem Tischchen im Bus. Sie bietet dabei eine frisch gebrühte Tasse Kaffee oder Tee an. „Eine schöne Aufgabe“, findet die Ruheständlerin, die früher in einem Reisebüro gearbeitet hat. Trotz vieler Geschichten von Einsamkeit und Krankheit, die ihr zu Ohren kommen.

Auch der Chauffeur des Pastoralbusses, Thomas Schubert, ist vielen „ans Herz gewachsen“. Weil der Glaube manchmal auch durch den Magen geht, können die zumeist älteren „Klienten“ bei ihm oder Kerstin Schäfer auch Lebensmittelbestellungen abgeben, berichtet der

gelernte Industriekaufmann. Oder sie bedienen sich bei einem Warensortiment, das aus Erfahrung zusammengestellt wird. Es reicht vom Sack Kartoffeln bis zur Trauerkarte mit Briefmarke, alles zum Selbstkostenpreis des Pastoralbusses.

Eigens umgebaut

Für das Projekt wurde ein Kleinbus eigens umgebaut und mit Tisch und Stühlen ausgestattet. Er erhielt Sonnenkollektoren zur Versorgung eines Kühl- und Gefrierschranks, eine Küchenzeile und Regale. Dort liegt das neue Pfarrblatt aus, aber auch Informationsmaterial der Caritas und des Bundessozialministeriums.

Der Pastoralbus gehört zu den neuartigen Initiativen, die das in Paderborn ansässige katholische Bonifatiuswerk zwei Jahre gefördert hat. Dann ging es mit Landes- und EU-Mitteln weiter. Ab Mai 2020 ist eine neue Geldquelle notwendig. Aber die Domgemeinde ist zuversichtlich, dass das Projekt weitere Förderer findet. Gregor Krumpholz



▲ Kerstin Schäfer schenkt den Gläubigen ein offenes Ohr. Foto: KNA

FEHLENDE GENEHMIGUNG?

Behörde stoppt Umbau

Streit um Umgestaltung der Hedwigskathedrale geht in eine neue Runde

BERLIN – Aus Sicht der Bistumsleitung ist alles nur ein Missverständnis: Kritiker fürchten, dass im Inneren der St.-Hedwigs-Kathedrale nicht genehmigte Abbrucharbeiten laufen. Sie warnen vor der „Vernichtung des Gesamtkunstwerks.“ Das juristische Tauziehen geht weiter.

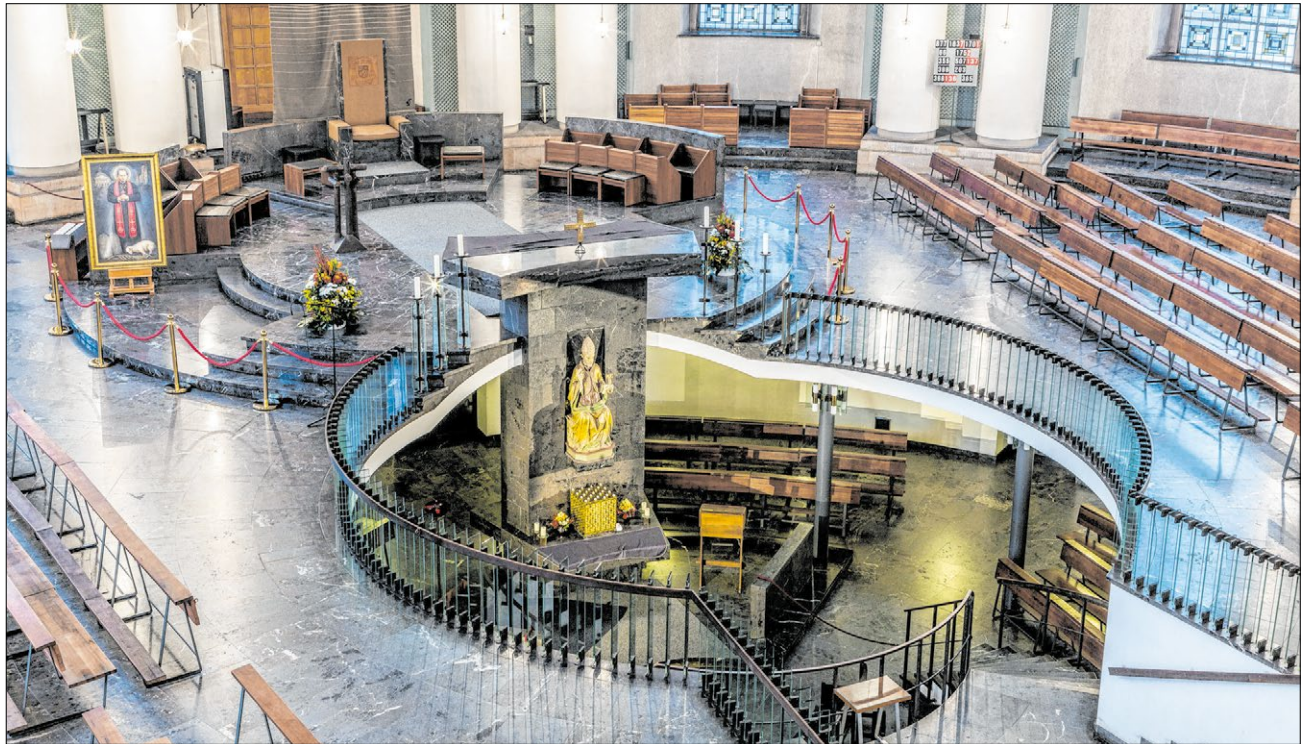
Eigentlich schien die Sache längst geklärt: Die Berliner St.-Hedwigs-Kathedrale darf im Inneren tiefgreifend umgebaut werden – nach langen innerkirchlichen Debatten, jedoch mit Genehmigung der Obersten Denkmalschutzbehörde des Landes Berlin. Seit September 2018 ist die katholische Bischofskirche geschlossen. Nach Aussage des Erzbistums laufen „bauvorbereitende Maßnahmen“. Doch jetzt gerät das Projekt ins Stocken: Das Bezirksamt Mitte verhängte einen Baustopp für „un genehmigte beziehungsweise denkmalrechtlich nicht abgestimmte Abbrucharbeiten“.

Die Entscheidung fiel mit Datum vom 13. September auf Initiative der Gruppe „Freunde der Hedwigskathedrale“, die seit Jahren als scharfe Kritiker der Umgestaltung auftritt. Sie wenden sich unter anderem gegen das Vorhaben, die ungewöhnliche Bodenöffnung im Zentrum des Rundbaus mit Treppe zur Unterkirche zu schließen. Vor der Kathedrale liegende Gesteinsbrocken lassen die Gruppe offenbar vermuten, das Erzbistum habe bereits ohne Genehmigung mit dem Innenumbau begonnen.

„Alles abgestimmt“

„Kleinere Altäre mussten abgebrochen und aus dem Boden gestemmt werden, daher kommen die Gesteinsbrocken“, erklärt dagegen Bistumssprecher Stefan Förner. „Ungenehmigte beziehungsweise denkmalrechtlich nicht abgestimmte Abbrucharbeiten“, wie das Bezirksamt schreibt, habe es hingegen nicht gegeben. Es handle sich nur um „bauvorbereitende Arbeiten“ wie etwa den vorübergehenden Rückbau der Orgel und gottesdienstlicher Einbauten.

Durch ein bereits vereinbartes Gespräch von Dompropst Tobias Przytarski mit den für den Denkmalschutz zuständigen Vertretern erhoffe er sich, dass „etwaige Missverständnisse“ geklärt werden,



▲ „Steine des Anstoßes“: die von Architekt Hans Schwippert angelegte große Bodenöffnung in St. Hedwig.

Fotos: KNA

betont Förner. Ohnehin sei vorgesehen, nach erhaltener Baugenehmigung nicht mit der Schließung der Bodenöffnung, sondern mit der Sanierung des Daches zu beginnen.

Der Architekt Hans Schwippert (1899 bis 1973) hatte die Bodenöffnung beim Wiederaufbau der ausgebauten Kirche nach dem Zweiten Weltkrieg angelegt. Bei der Umgestaltung soll der Altar im Zentrum der Rundkirche platziert werden, um besser nach den gegenwärtigen kirchlichen Vorgaben Gottesdienste feiern zu können, wirbt Erzbischof Heiner Koch um Verständnis.

Diese liturgischen Belange waren ausschlaggebend für die Genehmi-

gung der Denkmalschutzbehörde: Religionsgemeinschaften haben bei Umbauten von Sakralbauten mit Blick auf gottesdienstliche Erfordernisse besondere Selbstbestimmungsrechte. Bis 2023 soll der Umbau, für den Kosten in Höhe von 43 Millionen Euro veranschlagt werden, fertig sein. Zu zwei Dritteln wird das Projekt vom Bistum und den deutschen Diözesen und etwa zu einem Drittel vom Bund und dem Land Berlin finanziert.

Die Künstler, die um 1960 am Wiederaufbau der Kirche beteiligt waren, sowie deren Rechtsnachfolger hatten bereits im Januar gegen die Umgestaltung geklagt – ohne

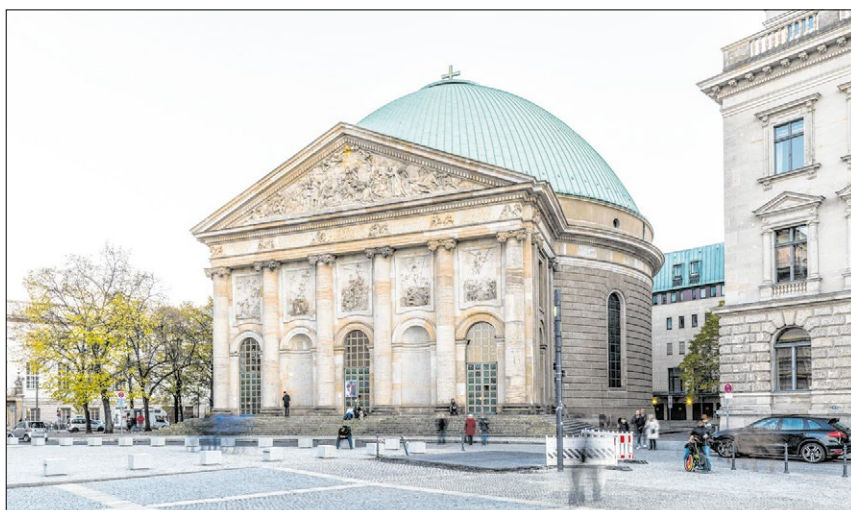
Erfolg. Sie wollen die Aufhebung der denkmalrechtlichen Genehmigung des Umbaus. Das Berliner Verwaltungsgericht lehnte die Klage damals wegen fehlender Befugnis ab.

Urheberrechte verletzt?

Einen zweiten Versuch starten die Künstler aus Ost und West, die zu DDR-Zeiten den Innenraum gestaltet haben, deshalb am 15. Oktober beim Berliner Landgericht: Ihre Klage auf Verletzung ihrer Urheberrechte hätte allerdings nur Erfolg, wenn die betreffenden Kunstwerke verändert werden, sagen Rechtsexperten. Würden sie komplett beseitigt, sei die Klage gegenstandslos.

An diesem Punkt setzen die „Freunde der Hedwigskathedrale“ an: In einer Stellungnahme äußern sie den Verdacht, dass die Arbeiten im Kircheninneren „destruktive Tatsachen schaffen, die das Verfahren behindern“. Es gehe um die „vollständige Vernichtung des Gesamtkunstwerks“, zu dem etwa ein heimlicher Abriss des denkmalgeschützten Marmorfußbodens gehöre.

Von einer „vollständigen Zerstörung“ könne aber nicht die Rede sein, versichert Bistumssprecher Förner. Der Fußboden sei nur dort beschädigt, wo die Altäre aus dem Boden gestemmt worden seien. Man darf gespannt sein, wie das Landgericht dies sieht. *Nina Schmedding*



▲ Auch das Dach des Rundbaus soll saniert werden. Die 1887 vollendete Hedwigskathedrale war im Zweiten Weltkrieg zerstört und bis 1963 wieder aufgebaut worden.



▲ Die kleine Lioba und ihr Bruder Maxim spielen bei „Wings of Help“. Ohne die mannigfachen Hilfen würde die unterentwickelte Region noch weiter hinterherhinken.



▲ Im einstigen Ostpreußen herrscht Armut. Viele Rentner kommen nur durch Gelegenheitsjobs über die Runden.

Armut im einstigen Königsberg

Mit Hilfe der Kirchen versucht Kaliningrad, den Anschluss an Europa zu finden

Packt die Kinderhosen nach oben rechts“, sagt die junge Frau, während Helferinnen die besten Stücke aussortieren und leere Kartons in den Gang schieben. Mitten im Gewerbegebiet haben junge Mütter und Väter zwei Lagerräume mit angeschlossenem Büro angemietet, um sozial schwachen Familien zur Seite zu stehen. „Wings of Help“ (Flügel der Hilfe) heißt ihre Initiative in Kaliningrad, dem einstigen Königsberg. Der Verein lebt von Spenden. Zweimal in der Woche ist Sprechstunde.

Alleinerziehende Mütter bitten um Hilfe bei Behördengängen, um Kleidung, Schulsachen oder gebrauchtes Spielzeug, sagt Natascha Lishakova, die heute Bürodienst hat. Vor ihr füllt eine junge Frau Formulare aus, während sich die dreijährige Lioba buntes Gummikonfekt aus Deutschland in den Mund steckt. „Das meiste hier stammt aus der Region, manches aber auch aus dem Ausland“, sagt Lishakova.

„Wir sehen uns als Teil der russischen Zivilgesellschaft“, fügt ihre Kollegin Dasha Timirev hinzu. Mit ihrer Familie lebt die 34-jährige Juristin im rund 40 Kilometer entfernten Seebad Swetlogorsk, dem früheren Rauschen. Regelmäßig bringen sie und ihr Mann Ivan gespendete Sachen vorbei. „Besonders im Winter ist der Bedarf an warmer Kleidung hoch“, sagt Dasha Timirev.

Denn trotz deutlicher Fortschritte beim Ausbau der Infrastruktur ist Armut in Kaliningrad noch immer ein Thema. Die Durchschnittslöhne

für Arbeiter und Angestellte ohne akademische Bildung sind kaum höher als in Indien oder auf Madagaskar. Und das bei Preisen auf dem Niveau von Mitteleuropa – sieht man vom günstigeren Benzin ab.

Zum Leben erwacht

Die Probleme zu lindern, haben sich auch die örtlichen Kirchengemeinden auf die Fahne geschrieben. Rund 200 gab es bis zum Einmarsch der Roten Armee im April 1945. Heute sind einige der zu Sowjetzeiten zweckentfremdeten Gotteshäuser zu neuem Leben erwacht, etwa in Znamensk, dem früheren Wehlau, wo am Ortseingang wieder eine katholische Kirche steht.

Die Kirchen helfen der Region auch sozial auf die Beine. Sie betreiben Suppenküchen, Kindererholungsheime und kümmern sich um Senioren, etwa in Gwardesjk, dem früheren Tapiau, wo Steyler Missionare sich im Haus „Sankt Josef“ über wachsendes Interesse am Gemeindeleben freuen. In den vatikanischen Farben Gelb und Weiß und mit übermannsgroßem Kreuz an der Außenfassade strahlt das sanierte Gebäude aus den 1920er Jahren nun in den Ort hinein.

Offenbar gibt es zwischen den Konfessionen kaum Berührungspunkte wie noch vor 20 Jahren, als sich Protestanten, Orthodoxe und Katholiken misstrauisch beäugten. „Wir haben einen positiven Stimmungswandel zu verzeichnen“, sagt Thomas Schumann, Pressesprecher

des deutschen Osteuropa-Hilfswerks Renovabis.

Seit Anfang der 1990er Jahre sind im sozialen Gefüge Kaliningrads vor allem die Schönstätter Marienschwestern zu einer Art „Institution“ geworden. Das „Säkularinstitut“ mit Ursprung im rheinland-pfälzischen Schönstatt hat bereits kurz nach der Wende seine Fühler in die neuen Bundesländer ausgestreckt, wo es noch heute bei der Betreuung sozial gestrandeter Menschen aktiv ist. So lag es nahe, schon damals „weiter nach Osten“ zu ziehen, heißt es.

Kaliningrad, das seine Armut trotz deutlicher Entwicklungsschübe nicht verbergen kann, ist heute Wirkungsstätte säkularer und christlicher Organisationen, die daran mitwirken, dass die Region den Anschluss an die Europäische Union (EU) findet. Ein Monatsgehalt von 50 000 Rubel (knapp 700 Euro) gilt hier für eine fünfköpfige Familie schon als gutes Einkommen.

Der Handel stockt

Auf die Regierung im fernen Moskau ist man im früheren Ostpreußen derzeit nicht gut zu sprechen. Die Sanktionen, die die EU nach dem Anschluss der Krim an Russland verhängte, betreffen auch die kleine Exklave zwischen Polen und Litauen. Der Handel stockt, und russischen Anbietern gelingt es nicht immer, entstandene Versorgungslücken zu schließen.

Hinzu kommt: „Bei der Ausreise wird jedes Fahrzeug genau unter

die Lupe genommen, was Wartezeiten von vier und mehr Stunden bedeutet“, beklagt Dasha Timirev. Sie sagt das in einem geduldigen, fast freundlichen Tonfall, bei dem aber unverhohlen der Wunsch nach mehr Freizügigkeit mitschwingt.

Immerhin: Seit 1. Juli können EU-Bürger mit gültigem Reisepass und kostenlosem Onlinevisum für maximal acht Tage nach Kaliningrad einreisen. Ab Oktober soll diese Regelung auch für Sankt Petersburg gelten. „Wir haben damit den ersten Schritt gemacht, jetzt seid Ihr Europäer am Zuge“, sagt Dashes Ehemann Ivan.

Den Tourismus ankurbeln

„Die Regierung will damit vor allem den Tourismus ankurbeln“, sagt die Potsdamer Historikerin Jenny Krämer, die die Entwicklung erforscht. Denn trotz mittlerweile gut ausgebauter Straßen und allerorten sichtbarer Bemühungen, Spielplätze, Fußwege und öffentliche Plätze schön herzurichten, mangelt es weiter an zahlungskräftigen Besuchern.

Das geschäftige Treiben zwischen den deutschen Gründerzeitvillen vermittelt einen Eindruck davon, wie es in Swetlogorsk vor dem Krieg einmal ausgesehen hat, als es noch Rauschen hieß. Die meisten Besucher aber, die durch die liebevoll sanierte Innenstadt schlendern, sind Tagesgäste aus Kaliningrad. Sie lassen kaum Geld in der Stadt. Ausländische Touristen sieht man wenige.

Benedikt Vallendar

KATHEDRALE DES ERMLANDS

Der Muttergottes schönstes Haus

Im Mariendom zu Frauenburg fand Astronom Nikolaus Kopernikus seine Ruhestätte

Weil er ihm ein gutes Trinkgeld gegeben hat, kommt der Wirt des Fischrestaurants am Frischen Haff in Frauenburg/Frombork noch einmal zu seinem Gast zurück und drückt ihm eine neue 5-Zloty-Münze in die Hand. „Aber nicht damit einkaufen“, sagt er. Das Geldstück ist gut einen Euro wert und in fast jedem polnischen Portemonnaie zu finden.

Warum verschenkt es der Wirt? Die Umschrift „Zabytki Fromborka“ (Sehenswürdigkeiten von Frauenburg) und das Motiv geben die Antwort: Zu sehen ist der Mariendom, der das kleine Städtchen Frauenburg, das heute polnische Frombork, mit seinen rund 3500 Einwohnern überragt. Der Dom gilt als das bedeutendste Werk der Kirchenbaukunst in Ostpreußen.

Der Vorläufer des zwischen 1329 und 1388 aus rotem Backstein gebauten Doms war dem Patron des Ermlands, dem heiligen Andreas, geweiht. Der Marienaltar, vor dem im Mittelalter das Domkapitel seine Sitzungen abhielt, wurde bald wichtiger. So konnte die ostpreußische Dichterin Agnes Miegel ihre Frauenburg gewidmeten Verse beginnen: „Ich blick vom hohen Uferberg weit übers Frische Haff hinaus, unserer Lieben Frauen Burg – im ganzen Land ihr schönstes Haus!“

Haar und Knochen

Der altherwürdige Bau strahlt bis heute seine Anziehungskraft aus. Neben vielen deutschen und polnischen Wallfahrern kommen unzählige Touristen. Wer den Dom nicht aus religiösen Gründen aufsucht, den zieht vermutlich das Grab des bekannten Astronomen Nikolaus Kopernikus (1473 bis 1543) an. Erst den Polen gelang es, seine letzte Ruhestätte zu identifizieren.

Zu deutscher Zeit wusste man, dass der Domherr Kopernikus, der 40 Jahre im Ermland lebte, auf der rechten Seite der Kathedrale beerdigt wurde. Als man bei Restaurierungsarbeiten ein Grab entdeckte, konnten neueste Forschungsmethoden die Identität der Knochen belegen: In persönlichen Büchern von Kopernikus fand man ein Haar. Die Genanalyse bestätigte 2005, dass es zu den entdeckten Gebeinen passt.

Kopernikus, der unter dem ermländischen Sternenhimmel herausgefunden hatte, dass nicht die Sonne



▲ Vom abseits stehenden Glockenturm geht der Blick über den eingerüsteten Frauenburger Mariendom und das Frische Haff.

Foto: Matern

sich durchs Weltall bewegt, sondern die Erde um die Sonne kreist, erhielt eine würdige Grabstätte. Schwarzer Marmor bildet die Umfassung für eine Glasplatte, durch die man einen Blick in die Tiefe auf die Gebeine werfen kann.

Wer den Blick vom Glockenturm auf Haff und Umland – an manchen

Tagen bis Königsberg (Kaliningrad) – genießt, kann kaum nachvollziehen, warum Kopernikus sich hier am „entlegensten Winkel der Welt“ wähnte. Wohlgefühl muss er sich dennoch haben, denn er blieb im Ermland bis zu seinem Tode 1543.

Rechts vor dem Hochaltar mit dem Marienbild steht mehr als lebensgroß die etwas unförmige Figur von Stanislaus Hosius (1504 bis 1579), der als Fürstbischof von Ermland von 1551 an als Gegenreformer dafür sorgte, dass die Region im Gegensatz zum übrigen Ostpreußen katholisch blieb.

Bei den Kämpfen gegen die Rote Armee 1945 wurde Frauenburg zu 80 Prozent zerstört. Heute sieht man davon so gut wie nichts mehr. Der Dom wurde bis 1966 wieder hergestellt und dann von Papst Paul VI. zur Basilica Minor erhoben. Wiedererrichtet wurde auch das bischöfliche Palais, in dem die ermländischen Bischöfe von 1838 bis 1945 wohnten. Heute beherbergt es das Kopernikus-Museum.

Einen Hinweis darauf, dass der letzte deutsche Bischof, Maximilian Kaller (1880 bis 1947), dort im Winter 1945 hunderte Flüchtlinge unterbrachte, sucht man vergebens. Die SS zwang ihn am 7. Februar 1945 mit vorgehaltener Waffe, Frauenburg zu verlassen und sich nach Danzig zu begeben. Kaller hatte zuvor erklärt, sein Bistum nicht verlassen zu wollen. Und so lange ihr Bischof da war, wollten auch viele der

Diözesanen nicht flüchten. Im Dom erinnert eine Büste an Kaller.

Im Sommer 1945 kehrte der Bischof mit einem Handwägelchen von Halle aus in sein Bistum zurück. Nach Frauenburg gelangte er nicht, die Straßen waren versperrt und die Schienen der Haffuferbahn herausgerissen. In Pelplin veranlasste ihn der polnische Primas August Hlond am 19. August widerrechtlich unter Berufung auf Rom, auf die Leitung seines Bistums zu verzichten. Die polnische Regierung wies Kaller aus.

Beim Papst entschuldigt

Wenige Monate später sagte Papst Pius XII. einem deutschen Besucher: „Das habe ich nicht gewollt.“ Hlond musste sich beim Papst entschuldigen. Heute haben die polnischen Bischöfe ihren Frieden mit Maximilian Kaller gemacht. Sie boten an, den in Königstein im Taunus beerdigten Kaller in die Bischofsgruft von Frauenburg zu überführen.

Ohnehin werden in Frauenburg die Beziehungen zwischen der Kirche in Deutschland und Polen seit geraumer Zeit besonders gepflegt. Der langjährige Visitator der deutschen Ermländer, Lothar Schlegel, ist hier seit 1998 Ehrendomherr. Und mit dem in Deutschland geborenen André Schmeier hat die deutsche Minderheit in der heutigen polnische Diözese Ermland (Warmia) sogar seit 20 Jahren einen eigenen Seelsorger. *Norbert Matern*



▲ An Nikolaus Kopernikus erinnert dieses Denkmal im Frauenburger Dom.

LAUSBÜBISCH UND CHARMANT

Kleiner Mann, ganz groß

Ein Weltstar des deutschen Films: Vor 25 Jahren starb Schauspieler Heinz Rühmann

AUFKIRCHEN – „Sie können gar nichts. Werden Sie nie Schauspieler!“ Gut, dass Heinz Rühmann nicht auf das vernichtende Urteil bei seinem ersten Vorsprechen gehört hat. Als der Mime vor 25 Jahren, am 3. Oktober 1994, in Aufkirchen am Starnberger See starb, traf das viele Deutsche tief.

„Er hat die schwere, eigentlich ja dumpfe und unlustige deutsche Welt über sechs Jahrzehnte erträglicher gemacht, heiterer, unschuldiger, trostvoller und erheblich pfiffiger, als sie gemeinhin scheint.“ Dieser Nachruf auf Heinz Rühmann sagt viel darüber aus, was der Schauspieler für viele Deutsche verkörperte. Er starb am 3. Oktober 1994 im Alter von 92 Jahren. Menschen aller Generationen trauerten um den beliebten Schauspieler. Fast war es, als sei der eigene Großvater oder Bruder gestorben.

Liebenswerter Spitzbube

Unzählige Theater-, Film- und Fernsehrollen zählen zum Lebenswerk des beliebten Volksschauspielers, darunter Rollen wie „Quax, der Bruchpilot“, „Charleys Tante“ und Pater Brown. In seinen Glanzrollen brillierte er als liebenswerter Spitzbube mit dem durchtrieben-scheinheiligen Lächeln – oder aber als sensibler Charakterdarsteller. Für die gebeutelte Kriegsgeneration wurde er als gewitztes Stehaufmännchen zur Identifikationsfigur.

Vielleicht spielte er die verschiedenen Charaktere auch deshalb so überzeugend, weil er selbst neben Höhen auch Tiefschläge erlebt hat. So trennten sich 1916 seine Eltern. Kurz danach brachte sich der Vater um. Seine schulischen Leistungen ließen immer mehr nach. Mit 17 Jahren schmiss er das Gymnasium hin, um Schauspieler zu werden. Trotz des Flops beim ersten Vorsprechen eroberte er die Bretter, die die Welt bedeuten.

Schnell entdeckte der Künstler seine komische Begabung. Dabei war der laute Humor gar nicht seine Sache. Er setzte auf die leisen Töne, entlockte seinem Publikum eher verständnisvolles Schmunzeln. Durch 102 Filmrollen wurde Rühmann bekannt. Seinen Durchbruch auf der Leinwand erlebte er 1930 mit der Hauptrolle in „Die Drei von der Tankstelle“. Der Film war zugleich



▲ Heinz Rühmann in seiner vielleicht bekanntesten Rolle: als Pennäler „Pfeiffer mit drei F“ in der „Feuerzangenbowle“ von 1941. Foto: imago/United Archives

der erste Erfolg des neuen Tonfilms. Schnell entwickelte sich Rühmann zum beliebtesten Filmkomiker der damaligen Zeit.

„Pfeiffer mit drei F“

Unvergessen bleiben Szenen wie jene in der „Feuerzangenbowle“ als Pennäler „Pfeiffer mit drei F – eins vor und zwei nach dem ei“. Vor allem jene Rollen waren ihm auf den Leib geschrieben, in denen es der schüchtern-lausbübische kleine Mann durch Charme und Pfiffigkeit allen Widrigkeiten zum Trotz dennoch zu etwas bringt. Der nur 1,65 Meter große Mime verkörperte oft den Antihelden, der sich Sympathien erwarb, eben weil sich der

Durchschnittsbürger in ihm wieder erkannte.

Einen Schatten auf Rühmanns Biografie wirft die Trennung von seiner ersten Frau Maria Bernheim. Auf Druck der Nationalsozialisten hatte er sich 1938 von der jüdischen Schauspielerin scheiden lassen, jedoch nicht ohne für ihre Emigration nach Schweden gesorgt zu haben. Sich seiner Vorzeigerolle als Paradepony des deutschen Films durchaus bewusst, trickste Rühmann – fast wie in seinen vielen Rollen – sogar die Nazis aus und lud seine geschiedene Frau zur Hochzeit mit seiner zweiten Frau Hertha Feiler ein.

Nach dem Krieg fand der Künstler zunächst keinen Anschluss an den neuen deutschen Film. Mit sei-

ner Produktionsfirma „Comedia“ erlebte er eine Bruchlandung. Erst 1956 ging es für ihn wieder bergauf: Mit „Wenn der Vater mit dem Sohne“, „Charleys Tante“ und der Charakterrolle als „Der Hauptmann von Köpenick“ landete er drei Volltreffer. Als Pater Brown – ein liebenswerter Geistlicher mit unfehlbarer kriminalistischer Spürnase – sorgte Rühmann in Filmen wie „Das Schwarze Schaf“ oder „Er kann's nicht lassen“ für Unterhaltung.

Ab den 1960er Jahren wurde der Star mit Preisen und Auszeichnungen überhäuft. Dennoch stiegen ihm seine Erfolge nie zu Kopf. Demut und Bescheidenheit machten den Publikumsliebbling aus – „abgehoben“ hat er nur beim Fliegen. „Ich habe viele schlechte Filme gedreht, weil ich unbedingt ein Flugzeug kaufen wollte“, bekannte der begeisterte Hobby-Pilot später selbstkritisch.

Überzeugter Christ

Mit zunehmendem Alter machte sich der Leinwand-Held in der Öffentlichkeit rar und schlug leisere Töne an. Er erfüllte sich einen Traum und schlüpfte – nach seiner Rolle als Musikclown in „Wenn der Vater mit dem Sohne“ – gelegentlich ins Clownskostüm. So sang er in einer anrührenden Darbietung im Circus Roncalli 1984 das „Lied vom Clown“. Außerdem war Rühmann als Rezitator gefragt. Im Hamburger Michel las der überzeugte Christ im Advent 1976 bis 1992 weihnachtliche Texte. Zu seinem 90. Geburtstag besprach der Altstar eine Langspielplatte mit der Bergpredigt, für ihn die „Rede aller Reden“.

Seine ungeheure Popularität verdankte Rühmann der Gabe, Alt und Jung – Großeltern wie deren Enkel – in seinen Bann zu ziehen. So erklärt sich auch, dass ihm im hohen Alter noch eine späte Ehre in den Charts zuteil wurde: Eine neu gemischte Interpretation des Gute-Nacht-Liedes „La-le-lu“ fand kurz vor seinem Tod noch Eingang in die Hitlisten.

„Das Publikum und ich sind zusammen alt geworden“, sagte er einmal über die enge Bindung an seine Fan-Gemeinde. Sein Alter nahm er gelassen an: „Ich glaube nicht, dass mit dem Tod alles aus ist.“ In seinen Filmen lebt Heinz Rühmann ganz sicher weiter. Und nicht nur dort.

Angelika Prauß

UNRÜHMLICHES KAPITEL

Kein Amen und kein Halleluja

Lutherhaus in Eisenach zeigt Sonderschau zum evangelischen „Entjudungsinstitut“

EISENACH – Das „Entjudungsinstitut“, gegründet 1939 von elf Landeskirchen, zählt zu den unrühmlichsten Kapiteln der evangelischen Kirchengeschichte. Im Eisenacher Lutherhaus widmet sich eine neue Ausstellung der traurigen Episode. Die Kuratoren wollen damit zugleich vor neuem Antisemitismus warnen.

Das von elf evangelischen Landeskirchen am 6. Mai 1939 auf der Wartburg gegründete „Entjudungsinstitut“ setzte mit seinen Publikationen auf Breitenwirkung: 200 000 Exemplare einer „entjudeten“ Ausgabe des Neuen Testaments wurden gedruckt, ein Katechismus mit Jesus als „Arier“ und ein Gesangbuch, in dem Worte wie Jerusalem oder Zion getilgt und hebräische Formeln wie Amen oder Halleluja durchgängig durch „Das walte Gott“ oder „Lobe den Herrn“ ersetzt sind.

Die Sonderausstellung „Erforschung und Beseitigung. Das kirchliche ‚Entjudungsinstitut‘ 1939-1945“ im Eisenacher Lutherhaus will einerseits zur Aufarbeitung beitragen, andererseits einen Bogen in die Gegenwart schlagen: „Die Eröffnung fällt in eine Zeit, in der Verschwörungstheorien, Pseudowissenschaften und Rassenhass wieder auf dem Vormarsch sind“, erklärt Lutherhaus-Leiter Jochen Birkenmeier.

„Gerade deshalb ist es heute wichtig, daran zu erinnern, dass die giftige Mischung aus Verschwörungstheorien, Antisemitismus und Nationalismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schon einmal furchtbare Folgen hatte.“ Dass auch die Kirchen vor den Lockungen radikaler Ideologien nicht gefeit seien, zeige sich am Beispiel des Entjudungsinstituts „in eindringlicher Weise“. Der Schau

► Die Kuratoren der Ausstellung im Lutherhaus: Jochen Birkenmeier (links) und Michael Weise.

Foto: Stiftung Lutherhaus Eisenach/Sascha Willms



▲ SA-Männer unterstützen die NS-nahen „Deutschen Christen“ bei den evangelischen Kirchenratswahlen im Juli 1933.

gehe es deshalb auch um Einsichten für Gegenwart und Zukunft.

Die kompakte Ausstellung gliedert sich in vier Teile. Zunächst werden die Vorgeschichte und ideologischen Wurzeln aufgezeigt. So ist der Begriff „Entjudung“ keine Erfindung der Nationalsozialisten. Er lässt sich im Deutschen erstmals 1784 nachweisen und meinte zunächst die Anpassung und Assimilation der jüdischen Minderheit, erklärt die Ausstellung. Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte er sich zum politischen Kampfbegriff, der Juden als Angehörige einer „minderwertigen Rasse“

einstufte, die aus der Gesellschaft entfernt werden sollte.

Die Strömung der „Deutschen Christen“ verstand sich als treue Nationalsozialisten. Sie versuchten den christlichen Glauben so umzudeuten, dass er mit völkischem Denken vereinbar war. Ihr radikaler Antisemitismus bildete die geistliche Grundlage für die spätere Institutsgründung. So zeigt der zweite Ausstellungsteil den kirchlichen und gesellschaftspolitischen Kontext, in dem das Institut entstand.

Exponate veranschaulichen, wie in den 1930er Jahren protestantische Gemeinden begannen, jüdische Symbole aus den Kirchen zu

entfernen und teils durch NS-Symbole zu ersetzen. Erst in jüngster Vergangenheit sorgten die so genannten Nazi-Glocken mit völkischen oder antisemitischen Inschriften für öffentliches Aufsehen, weil sie teils immer noch in Kirchtürmen hängen. Eine davon ist in der Ausstellung zu sehen. Daneben ein Kirchenfenster, das ein Kreuz mit einer „Dornenkrone“ aus Hakenkreuzen zeigt.

Die Arbeit des Instituts selbst ist Thema des dritten Ausstellungsteils. Neben den erwähnten Publikationen organisierte das „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“, so der vollständige Titel, reichsweit Vorträge. Unter den rund 200 Mitarbeitern waren den Kuratoren zufolge auch „eine Handvoll“ Katholiken. „Hintergrund war, dass die ‚Deutschen Christen‘ eine überkonfessionelle Nationalkirche gründen wollten“, erläutert Kurator Michael Weise.

Verdrängte Vergangenheit

Der letzte Ausstellungsteil widmet sich der Auflösung des Instituts 1945. Lange war die Aufarbeitung ein Tabu-Thema. „In der DDR gab es sie faktisch nicht, weil sich die Kirche zum einen nicht die Blöße vor dem SED-Staat geben wollte, zum anderen weil ehemalige Mitarbeiter später weiter Karriere machten“, sagt Birkenmeier. So unterrichtete Instituts-Direktor Walter Grundmann auch nach 1945 evangelische Theologen.

Inzwischen sieht Birkenmeier jedoch einen Bewusstseinswandel: „Die evangelische Kirche stellt sich selbstkritisch diesem Teil ihrer Geschichte und unterstützt die Forschung auch – unsere Erfahrungen sind da sehr positiv.“

Karin Wollschläger

Information

Die Ausstellung im Lutherhaus Eisenach ist täglich von 10 bis 17 Uhr geöffnet. Von November bis März ist montags Ruhetag. Weitere Infos im Internet: www.lutherhaus-eisenach.com



5 Die neue Magd auf der anderen Seite mochte einen ähnlichen Gedankengang gehabt haben, denn sie bereitete die Jause für ihre Leute ebenfalls ganz nah an der Grenze zu Friedrichs Feld vor. Wie der junge Witwer sich erhofft hatte, kam er auch tatsächlich bald mit der Magd des Nachbarn ins Gespräch. Zufälligerweise hieß sie ebenfalls Wally, war Jahrgang 1921 und stammte aus einem etwa 50 Kilometer entfernten Ort.

Mehr ist mir über das Kennenlernen meiner Eltern nicht bekannt. Es dauerte kein ganzes Jahr, da hielten die beiden Hochzeit, und mein Vater konnte seinen Sohn aus erster Ehe endlich nach Hause holen. Übers Jahr lag dann ich in der alten Familienwiege und zwei Jahre später Klein-Friedrich, der Fritz gerufen wurde. Mein Vater war glücklich, einen zweiten Sohn zu haben, dem er seinen Namen geben konnte. Den ersten Sohn hatte er Martin genannt, dem Schwiegervater zu Ehren. Dies bedeutete für die Schwiegereltern einen kleinen Trost nach dem plötzlichen Verlust ihrer Tochter. Ja, und dass dann 1960 noch ein Mädchen bei uns ankam, wissen wir bereits.

Wenig später wurde ich eingeschult, was mich einigermaßen glücklich machte. Wenn auch das Lernen eigentlich nicht so mein Ding war. Doch während der Schulstunden konnte ich jedenfalls nicht als Babysitter eingesetzt werden. Die Schule bot mir aber noch einen weiteren Vorteil: Endlich fand ich Freundinnen. Da wir ziemlich weit entfernt von allen Nachbarn wohnten, bot sich mir vorher nie die Gelegenheit, mit Mädchen zu spielen. In unserem Dorf gab es damals noch keinen Kindergarten, sonst hätten sich dort vielleicht schon entsprechende Kontakte ergeben.

Meine beste Freundin Kathi heckte mit mir gemeinsam allerlei Unsinn aus. Wenn ich im Allgemeinen auch nicht gern lernte, so genoss ich doch die Deutschstunden. Sie eröffneten mir eine neue Welt. Am Schluss der Stunde, wenn wir besonders brav gewesen waren, erzählte uns die Lehrerin noch ein Märchen oder las uns eines vor. Die Mutter hatte das nie gemacht. Gewiss, ihr war immer wenig Zeit dazu geblieben, aber vermutlich gab es noch einen anderen Grund, der sie daran hinderte.

In den gängigen Märchen wie „Hänsel und Gretel“, „Frau Holle“, „Aschenputtel“ oder „Schneewittchen“ kommt stets eine böse Stiefmutter vor. Da meine Mutter aber selbst Stiefmutter von Martin war, hatte sie es bestimmt vermeiden wollen, unser Augenmerk auf diese Situation zu lenken. In der Tat ver-



Friedrich bleibt nicht viel Zeit zum Trauern. Auf dem Feld und im Stall ist viel zu tun. Es ist dem Bauern bewusst, dass bald wieder eine Frau ins Haus muss – auch damit er seinen kleinen Sohn Martin wieder zu sich holen kann. Bei der Heurnte im Juni fällt ihm die neue Magd seines Nachbarn auf.

hielt sie sich ihm gegenüber keineswegs wie eine böse Stiefmutter. Im Gegenteil, schon recht früh gewann ich den Eindruck, dass sie Martin uns, ihren leiblichen Kindern, vorzog. Mir kam es vor, als behandelte sie ihn wie einen Prinzen, uns hingegen wie Aschenputtel. Wahrscheinlich wollte sie damit dem Ruf einer typischen „bösen Stiefmutter“ vorbeugen.

Im Frühjahr 1961 gab es eine umwälzende Neuerung auf unserem Hof. Der Vater verkaufte zwei unserer sechs Kühe und erstand dafür zwei Rösser. Natürlich langte der Erlös für die Kühe nicht ganz, um den Preis für die Pferde zahlen zu können, Papa musste also noch die gesamten Ersparnisse drauflegen. Mit den Pferden aber, das merkte selbst ich als Kind schon, war es ein ganz anderes Arbeiten. Kraftvoll zogen sie den Pflug und die anderen Ackergeräte. Auch die vollen Heu- und Erntewagen heimzuziehen, schien für sie ein Kinderspiel zu sein. Wie sich vorher die armen Kühe immer hatten plagen müssen!

Unsere restlichen vier Kühe gaben bald genauso viel Milch wie zuvor die sechs zusammen, weil sie keine schwere Feldarbeit mehr leisten mussten. Jede von ihnen brachte, wie bisher auch, jedes Jahr ein Kalb zur Welt, alle waren kräftiger und gesünder als die Kälber, die sie in den Jahren zuvor geboren hatten. Es zahlte sich also wirklich aus, dass unsere Kühe nicht mehr so geschunden wurden.

Im Frühherbst desselben Jahres

kam der Vater auf eine neue Idee. Weil es der liebe Gott mit der diesjährigen Ernte besonders gut gemeint hatte, gab es bei uns Kartoffeln und Obst im Überfluss. Diese Gaben konnten wir gar nicht alle für uns verwenden. Um alles zu Schnaps zu brennen, waren dem Vater die Früchte zu schade. Außerdem schien es fraglich, ob er solche Mengen an Obstler würde absetzen können.

An einem frühen Samstagmorgen im September, ich genoss noch meine Schulferien, lud der Vater einige Säcke mit Kartoffeln, Kisten mit Obst, Kartons voller Schnapsflaschen und eine Dezimalwaage auf unseren Leiterwagen. Einen Sack mit Heu für die Rösser warf er auch noch hinauf, dann spannte er die Pferde davor. Wie eine Königin durfte ich vorn auf dem Wagen thronen, während Papa neben den Pferden herging und sie am Zügel führte. So zockelten wir auf die Stadt zu. Dort angekommen, stellte sich der Papa mit seinem Gespann auf den Marktplatz und schickte mich los, damit ich ihm Kunden „einfing“.

Ich hatte keinerlei Hemmungen, an der ersten Haustür zu klingeln. Als die Hausfrau öffnete, ließ ich mein Sprüchlein los, das mir unterwegs vom Vater eingetrichtert worden war: „Auf dem Marktplatz steht mein Papa mit einem Wagen voll frischer Kartoffeln, Äpfel, Birnen und Zwetschgen – und er hat selbst gebrannten Obstler.“

„Danke, Kind“, die Frau tätschel-

te mir den Kopf. Dann holte sie sich ihren Einkaufskorb und Geld und eilte in Richtung Marktplatz. Unterdessen war es mir gelungen, weitere Leute zu animieren, auf dem Markt einzukaufen. Mit Taschen, Körben und Schüsseln kamen sie herbei, manche sogar mit einer Schubkarre, auf die sie gleich einen ganzen Zentner Kartoffeln luden. Der ein oder andere Kunde steckte mir sogar ein kleines Geldstück zu, mit der Bemerkung: „Das ist für deine Spardose.“

Als es vom Kirchturm Mittag läutete, war unser Wagen leer und Papas Geldsack prall gefüllt. Sogar den ganzen Schnaps hatte er an den Mann gebracht. Deshalb fuhren wir gut gelaunt nach Hause. Der Papa war schlau genug gewesen, jedem, der bei ihm einkaufte, anzukündigen, dass wir am folgenden Samstag wieder am Markt stünden. Deshalb musste ich dann mein Sprüchlein nur noch bei einigen neuen Kunden aufsagen, die meisten anderen riefen erfreut, nachdem sie mich vor der Tür erblickt hatten: „Danke, Kind, ich komme gleich!“

Der Verkauf auf dem Markt machte mir riesigen Spaß. Im Jahr darauf hatten wir unser Angebot um Zwiebeln, Karotten und Eier erweitert. Vom Vater fühlte ich mich bevorzugt behandelt, weil ich ihn auch in den folgenden Jahren auf seinen Verkaufsfahrten begleiten durfte. Deshalb gab ich mir alle Mühe, dass er mit mir zufrieden sein konnte. Erst Jahre später sagte er mir, dass er mich als Begleitperson ausgewählt hatte, weil ich von seinen vier Kindern die Mutigste gewesen war und keinerlei Scheu zeigte, auf Menschen zuzugehen.

Noch bevor ich in die zweite Klasse kam, ereignete sich bei uns Anfang Juni 1961 etwas Ungeöhnliches. Mutter hatte die Jüngste, die immer vor der gemeinsamen Mittagsmahlzeit gefüttert wurde, schon zum Mittagsschlaf hingelegt. Wir anderen waren gerade mit dem Essen fertig, da klopfte es an der Küchentür. Auf Papas kräftiges: „Herein!“, wurde diese vorsichtig aufgeschoben, und es drängte eine kleine Gruppe fremder Menschen in unsere Küche – offensichtlich Vater, Mutter und zwei Kinder.

► Fortsetzung folgt

Der Fluch der Altbäuerin
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus
GmbH & Co. KG
ISBN:
978-3-475-54804-8





▲ Geier wurden in Deutschland bereits vor über 100 Jahren ausgerottet. Jetzt sollen Gänsegeier (links) und Bartgeier hier wieder heimisch werden. Der Landesbund für Vogelschutz plant eine Wiederansiedlung der riesigen Vögel. Fotos: gem

Zu Unrecht einen schlechten Ruf

Nach Plänen des LBV: In den bayerischen Alpen sollen bald wieder die Geier kreisen

Früher brüteten Geier an vielen Orten Deutschlands, dann hat der Mensch sie ausgerottet. Die Tiere galten etwa als Kinderfänger. Eine korrekte Bibel-Übersetzung hätte ihnen wohl ein besseres Image verschaffen können.

Schon der Name zeigt beim Geier, was die Menschen von ihm halten. „Der Gierige“ bedeutet das Wort laut Duden dem Ursprung nach. Überhaupt, die Sprache: In sie hat der Vogel in Wendungen wie „weiß“ oder „hol's der Geier“ Eingang gefunden – als verhüllender Ausdruck für den Teufel. Und dann fantasierten sich die Leute früher auch noch Gruselgeschichten über den Greif zusammen.

So wird der Bartgeier – benannt nach den charakteristischen Federn im Gesicht – bisweilen heute noch Lämmergeier genannt. Einst glaubte man, der Vogel mit seiner Flügelspannweite von 2,90 Metern packe mit Vorliebe kleine Schäfchen. Schlimmer noch: Selbst Kinder schnappe er!

„Alles Quatsch!“, sagt Henning Werth. Der 48-Jährige aus Sonthofen im Oberallgäu ist Biologe beim Landesbund für Vogelschutz (LBV) in Bayern. „Geier haben viel zu schwache Füße, um groß aktiv

Beute zu schlagen. Sie fressen fast ausschließlich Aas.“ Doch in der Vergangenheit hätten Hirten halt große, blutverschmierte Vögel auf zerrissenem Vieh erblickt – „naheliegender, dass man da das Böse vor sich sah“. Auf den Gedanken, dass ihre Rinder oder Ziegen von selbst zu Tode gestürzt sein und die Geier bloß die Kadaver entdeckt haben könnten, seien die Leute nicht gekommen.

Geier- statt Adlerflügel

Vielleicht wäre dem Geier ein besserer Leumund beschieden gewesen, hätte man die Bibel korrekt übersetzt. Das Alte Testament berichtet nämlich von den Schwingen Gottes, die die Gläubigen tragen, wie die Exegese-Professorin Eleonore Reuter von der Katholischen Hochschule Mainz erklärt. Allein: „In unserer Bibel steht ‚Adlerflügel‘, wo im hebräischen Original wohl vom Geier die Rede ist.“ Denn der Geier sei ein hervorragender Segler.

Reuter verweist zudem auf einen Psalm, der den Geier als Symbol der Erneuerung nenne. „Der Geier verkörpert also Kraft und Regeneration. Das erklärt sich aus einer altorientalischen Bestattungsweise.“ Leichname seien auf einer Anhö-

he der Wildnis ausgesetzt worden. „Was man dann gut beobachten konnte, waren die Geier, die über dem Leichenberg kreisten und gewissermaßen die Toten forttrugen. So repräsentierten die Vögel ein neues Leben der Verstorbenen.“

In Europa kommen für diese Sicht auf die Natur vier Arten infrage: neben dem erwähnten Bartgeier Gänse-, Mönchs- und Schmutzgeier. Sie alle leben vor allem in Felsregionen im Süden, besonders in Spanien. Die beiden Erstgenannten sollen nun auch wieder in Deutschland heimisch werden, nachdem sie hierzulande vor weit über 100 Jahren als regelmäßige Brutvögel ausgerottet wurden. Der LBV plant ein Wiederansiedlungsprojekt in den bayerischen Alpen; die dortigen Steilfelsen bieten den Greifen gute Nistmöglichkeiten.

Man wolle damit eine Brücke zwischen den Populationen im Westen und Osten Europas schlagen, doch noch stehe man ganz am Anfang, sagt Henning Werth. Immerhin: Bei einer Umfrage des LBV habe sich die große Mehrheit der Teilnehmer für eine Geier-Rückkehr in den Freistaat ausgesprochen.

Nach wie vor gebe es aber Geierhasser. „Giftköder sind ebenso ein Problem wie Wilderei zu Trophäen-

zwecken oder zur Abwehr vermeintlicher Jagdkonkurrenz.“ Ein weiteres Problem sei die veränderte Landwirtschaft: „Heute bleiben Kadaver nicht mehr draußen liegen, sondern werden aus hygienischen Gründen industriell entsorgt.“ Auch Wildaas werde oft entnommen, was zu Nahrungsmangel für die Geier führe.

Gesundheitspolizei

Deswegen braucht es Werth zufolge Futterplätze für die Aasfresser. Doch verstorbene Vieh auszulegen sei in Deutschland tabu. „Im Gegenteil, wir bergen verunglückte Kühe sogar per Hubschrauber für Unsummen aus Gebirgsschluchten.“ Lieber solle man den Geier seine Funktion als Gesundheitspolizist wahrnehmen lassen. Die Vögel seien dafür optimal ausgestattet: „Der Bartgeier hat zum Beispiel extrem saure Magensäfte, damit er Knochen zersetzen kann. Von denen, beziehungsweise dem Mark darin, lebt er beinahe ausschließlich.“

Ebenso bemerkenswert: das Fluggeschick der Geier. „Sie streifen zur Erkundung problemlos aus den Alpen an die Nordsee und zurück.“ Gewissermaßen passt ihr Name also doch: Geier sind neugierig.

Christopher Beschnitt



▲ Zu den bekanntesten Legenden des Jakobswegs zählt das Hühnermirakel: Dabei sollen ein gebratenes Huhn und ein gebratener Hahn zum Leben erwacht und sich von der Tafel des Landrichters erhoben und das Weite gesucht haben. Das Wunder wird dem heiligen Dominikus zugeschrieben. Fotos: Drouve

SANTO DOMINGO DE SA CALZADA

Wegbereiter und Brückenbauer

Zum 1000. Geburtstag: Ausstellung zeigt Leben, Wirken und Wunder des Heiligen

Er war ein Mann der Tat am Jakobsweg. Er gepflegte und beherbergte zahllose Pilger. Er erleichterte ihnen in seiner spanischen Heimatregion La Rioja das Fortkommen als Brückenbauer und gab alten Strecken neue Beläge. So wurde er bekannt als „heiliger Dominikus von der gepflasterten Straße“, Santo Domingo de la Calzada (1019 bis 1109).

Das Rioja-Städtchen, in dessen Kathedrale er begraben liegt, trägt seinen Namen. Bis heute ist es eine signifikante Station am Jakobsweg. Im jetzigen Jahr des 1000. Geburtstags des Heiligen ehrt ihn im Kathedralkomplex die sehenswerte Ausstellung „Dominicus Milenario“.

Der Blick in die Biografie zeigt, dass Santo Domingo de la Calzada ursprünglich Domingo García hieß

und aus einer Bauernfamilie stammte. Er wuchs in einem Dorf auf, durch das in der Rioja gleichfalls der Jakobsweg verläuft: Vitoria de Rioja. In seiner Kindheit half er bei der Feldarbeit, hütete Schafe und spürte früh die religiöse Berufung.

Dienst am Nächsten

Seine Eltern setzten sich für eine Aufnahme ins nahe Benediktinerkloster Valvanera ein, doch der Tod seines Vaters ließ Dominikus nach Vitoria de Rioja zurückkehren, um den Besitz der Familie zu verwalten. Eine Rückkehr ins Kloster Valvanera wurde aus nicht näher bekannten Gründen abgelehnt. Alternativ sollte Dominikus ins Kloster San Millán de la Cogolla eintreten, doch auch dieses Vorhaben schlug fehl. Und das war gut so. Für ein „Ora

et labora“, ein Leben hinter Klostermauern und Arbeiten im Scriptorium hätte er dauerhaft wohl nicht getaugt. Dominikus (nicht zu verwechseln mit dem Ordensgründer der Dominikaner) fühlte sich geschaffen für den handfesten Dienst am Nächsten. Seine wahre Berufung war es, die Beschwerden der Pilger auf dem Jakobsweg zu lindern. Das Phänomen der Jakobspilgerschaft war damals noch nicht so ausgeprägt wie später; Dominikus lebte zu Frühzeiten des mittelalterlichen Wallfahrerbooms nach Santiago de Compostela.

Der Überlieferung nach schnitt er Wegpassagen frei. Er holzte einen Wald ab und legte ein Feuchtgebiet trocken, um das später nach ihm benannte Städtchen anzulegen. Dort baute er mit Helfern eine Flussbrücke über den Río Oja und begrün-

dete sowohl ein Pilgerspital als auch eine Bruderschaft, die sich der Betreuung der Ankömmlinge annahm. Sein Ruf kam Kastiliens König Alfons VI. zu Ohren, der ein Grundstück zum Bau einer Marienkirche stiftete, dem Vorläuferbau der Kathedrale. Neben dem Gotteshaus wählte Dominikus den Platz für seine letzte Ruhestätte aus. Letztlich erhielt sein Grab aber einen Ehrenplatz in der Kathedrale.

Mit dem prächtigen spätgotischen Mausoleum dürfte der bescheidene Heilige gewiss nicht einverstanden gewesen sein. Ebenso wenig mit der Krypta, deren Wände nunmehr mit farbigen Bruchkeramikmosaiken der Moderne verziert sind. Den Kontrast davor schafft eine romanische Skulptur, die den Heiligen als barmherzigen Helfer zeigt.

Das Leben des Dominikus vertieft die Ausstellung, die 45 Exponate im Kreuzgang umfasst und sich in vier Themenblöcke teilt: Herkunft des Heiligen; der Heilige als Baumeister; Wunder des Heiligen; der aktuelle Heilige. Bemerkenswert sind allein die Bildhauerarbeiten, darunter von Damián Forment (1480 bis 1540), auf den auch das Renaissanceretabel in der Kathedrale zurückgeht.

Altartafeln zeigen Wunder

Prunkstücke sind großformatige Altartafeln der Renaissancemaler Alonso Gallego (1475 bis 1548) und Andrés de Melgar (um 1500 bis 1554). Beherrschende Leitmotive: das Wirken und die Wunder des Dominikus. Eines der Werke Gallegos zeigt den weisen, rauschbärtigen Heiligen, wie er Armen und Pilgern beisteht. Ein anderes thematisiert die Wiedererweckung eines Jakobspilgers, den beim Bau der Kirche unglücklicherweise ein Karren zerquetscht hatte. Gespenstisch geht es auf einer Tafel Melgars zu, betitelt mit „Erscheinung der Hände des Heiligen außerhalb des Grabes“. Unter den Umstehenden heben zwei erschreckt die Arme, einem Mann mit sperrangelweit offen stehendem Mund ist der Schreck ins Gesicht geschrieben. Und auch Melgars Werk „Der Hund mit der Hand des bösen Pilgers“ kommt drastisch und anschaulich daher – denn das Tier trägt eine abgetrennte Menschenhand im Maul.

Nicht fehlen dürfen, auf zwei prächtigen Tafeln festgehalten von Melgar, das Hühner- und Galgenmirakel. Es ist einer der bekanntesten Legendenstoffe vom Jakobsweg, an den im Innern der Kathedrale

der vielfotografierte Hühnerstall mit leibhaftigem Federvieh erinnert.

Die Überlieferung beginnt mit der Ankunft einer Pilgerfamilie in Santo Domingo de la Calzada: Mutter, Vater und der halbwüchsige Sohn. Auf diesen hat eine Magd des Gasthofes, in dem die drei absteigen, ein Auge geworfen. Er weist ihr fleischliches Angebot zurück, worauf sie aus Rache einen silbernen Becher in seinem Gepäck versteckt. Der Bursche wird des Diebstahls angeklagt und vom Landrichter zum Tod am Galgen verurteilt.

Als die Eltern nach der grauenvollen Prozedur am Henkerspfahl innehalten, spricht der Erhängte zu ihnen herab. Atemlos stürzen die Eltern zum Haus des Landrichters, um ihm die Kunde zu überbringen. Der Justizmann sieht gerade einem opulenten Mahl entgegen. Vor ihm dampfen ein knusprig gebratenes Huhn und ein Hahn. „Euer nichtsnutziger Spross ist so lebendig wie das Huhn und der Hahn hier“, wirft er den Eltern gereizt entgegen und setzt überheblich hinzu: „Wenn die Geschichte wahr wäre, dann bekämen das Huhn und der Hahn Flügel.“ Im selben Moment beginnen die Flügel der Tiere zu flattern. Der Hahn kräht. Das Huhn gackert. Sie erheben sich von der Tafel und fliegen davon.

Helfer der Gefangenen

Hinter der wundersamen Rettung des unschuldig Erhängten soll niemand anders stecken als der heilige Dominikus – natürlich lange nach seinem irdischen Ableben. Postmortale Verehrung genoss er auch bei christlichen Gefangenen, die in Kerkerhaft der Mauern ein-



▲ Die Altartafel aus dem 16. Jahrhundert von Alonso Gallego zeigt die Wiedererweckung eines Jakobspilgers, der durch einen Karren zu Tode gekommen war.

saßen. Sie riefen ihn um Hilfe an und brachten ihm nach geglückter Flucht ihre Ketten und Fesseln dar. Davon finden sich Beispiele in der

Ausstellung und dauerhaft neben dem Hühnerstall.

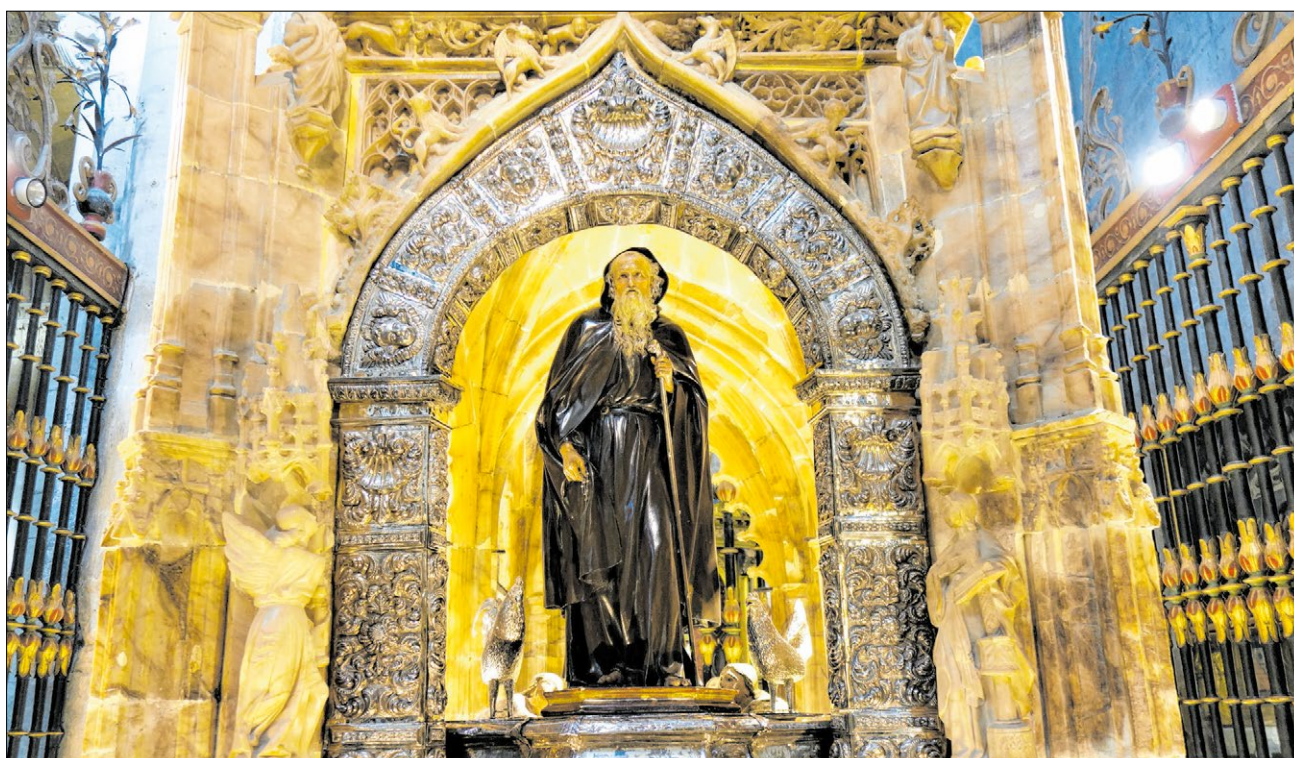
Auch modernere Kunst ist in der Ausstellung vertreten, darunter ein Relief aus versilberter Bronze, in dem die Künstlerin Ana Llamazares 2011 das Motiv „Der heilige Dominikus steht Armen und Pilgern bei“ aufgriff. Bonusmaterial der Ausstellung sind zwei kleinere Arbeiten von El Greco, die jedoch nichts mit Dominikus zu tun haben.

Nicht verschwiegen sei ein Wermutstropfen in Santo Domingo de la Calzada. Der Kathedralurm, ein barocker 70-Meter-Gigant, steckt bis auf Weiteres in Gerüsten. Das allerdings ist nichts gegen das, was Pilger bis 2020 hinein am Sehnsuchtsziel Santiago de Compostela verkraften müssen. Dort sind die Innenbereiche der Kathedrale flächendeckend eingerüstet und die großen Pilgermessen ausgesetzt.

Andreas Drouve

Informationen:

Die Ausstellung „Dominicus Milenario“ ist bis 3. November täglich von 9 bis 19 Uhr geöffnet. Eintritt inklusive Kathedrale: 7 Euro, Pilger zahlen nur 4 Euro.



▲ Die letzte Ruhestätte des heiligen Dominikus: Ein prächtiges spätgotisches Mausoleum in der Kathedrale.



◀ Die „Nachtwache“ vollendete Rembrandt im Todesjahr seiner Frau, 1642. Von dem schweren Schicksalsschlag erholte er sich bis zu seinem Tod nicht.

Foto: imago/
BrunoPress

Vor 350 Jahren

Größter Maler seiner Zeit

Rembrandt verzaubert mit Spiel von Licht und Schatten

„Rembrandt steckt so voller Geheimnisse, er kann Dinge aussprechen, für die es in keiner Sprache der Welt Worte gibt“: So beschrieb Vincent van Gogh den Zauber in den Meisterwerken seines großen Vorgängers und Vorbilds. Rembrandt gilt als der bedeutendste europäische Barockmaler seiner Zeit und als führender Repräsentant des „Goldenen Zeitalters“ der niederländischen Kunst.

Als achtens von neun Kindern eines wohlhabenden Müllers erblickte Rembrandt Harmenszoon van Rijn am 15. Juli 1606 in Leiden das Licht der Welt. Nach dem Besuch der calvinistischen Lateinschule versuchte er sich kurz als Philosophiestudent, absolvierte dann aber von 1620 bis 1624 eine Malerausbildung. Sein erster Lehrer Jacob van Swanenburgh war für sein Lieblingsmotiv berüchtigt – Ansichten der Hölle. Rembrandt motivierte das, sich näher mit den Darstellungsmöglichkeiten von Licht zu beschäftigen.

Ab 1625 betrieb der junge Mann mit einem Freund eine erste Künstlerwerkstatt in Leiden. Es entstanden Frühwerke wie die „Steinigung des heiligen Stephanus“ und die „Auferweckung des Lazarus“. Kunstkenner wurden aufmerksam, Rembrandt konnte zwei seiner Gemälde sogar an die englische Krone verkaufen.

1631 bezog er Quartier im Amsterdamer Atelier des Kunsthändlers Hendrick van Uylenburgh. Bald schon wollte jeder kunstsinnige Kaufmann ein Porträt von ihm. Rembrandt stand im Ruf, wie kein anderer persönliche Charakterzüge und Emotionen auf die Leinwand bannen zu können. Bald

nannte man ihn den „Magier von Licht und Schatten“.

30 Gemälde vollendete Rembrandt allein 1632, darunter die berühmte „Anatomie des Dr. Tulp“. Nachdem er 1634 in die Lukasgilde, den Zusammenschluss der Künstler, aufgenommen worden war, konnte er Saskia, die Nichte seines Kunsthändlers, heiraten. Von vier Kindern erreichte nur der 1641 geborene Sohn Titus das Erwachsenenalter.

Rembrandt fertigte außergewöhnlich viele Selbstporträts an. Sie waren Ausdruck einer permanenten Selbstbefragung und zugleich geschickte Eigenwerbung und Selbstdarstellung eines Meisters, der selbstbewusst genug war, nach Manier von Raffael, Michelangelo oder Tizian nur noch mit seinem Vornamen zu signieren. Oft ließ Rembrandt begonnene Gemälde von seinen Schülern vollenden, oft wurde sein Stil nachgeahmt – von den anfangs 800 ihm zugeschriebenen Gemälden gelten heute nur noch 350 als echte Rembrandts.

1642 traf Rembrandt durch den frühen Tod Saskias ein schwerer Schicksalsschlag. Im gleichen Jahr vollendete er seine legendäre „Nachtwache“: Hatte Rembrandt darin tatsächlich Andeutungen über ein Mordkomplott versteckt, wie eine Theorie behauptet? Schuf er sich mächtige Feinde, die seinen Ruin betrieben? In jedem Fall hatte er in seinen späteren Lebensjahren mit dramatischen Finanzproblemen zu kämpfen. Verarmt und fast erblindet starb das Genie, das Künstler wie van Gogh, Manet, Liebermann und Picasso beeinflusste, am 4. Oktober 1669 in Amsterdam.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

28. September Lioba, Wenzel

Es war eine historische Entscheidung: Zwar erzielte die CDU bei der Bundestagswahl 1969 mit 46,1 Prozent die meisten Stimmen. Herausforderer Willy Brandt (Foto) von der SPD (42,7 Prozent) kam jedoch mit den Stimmen der FDP auf eine knappe Mehrheit und ließ die Union mit der Bildung einer sozialliberalen Koalition rechts liegen.



29. September Michael, Gabriel und Raphael

Der deutsche Industrielle Heinrich Freese (* 1853) führte in seiner „Hamburg-Berliner Jalousie-Fabrik“ als einer der ersten den Achtstundentag und die Arbeitervertretung ein. Freese starb vor 70 Jahren.

30. September Hieronymus, Viktor

Auf dem Balkon des Palais Lobkowitz, der deutschen Botschaft in Prag, verkündete vor 30 Jahren gegen 19 Uhr abends Außenminister Hans-Dietrich Genscher († 2016): Die mehr als 4000 Flüchtlinge aus der DDR dürfen in die Bundesrepublik ausreisen (Foto unten).

1. Oktober Theresia von Lisieux (vom Kinde Jesu), Werner

Vor 70 Jahren riefen die Kommunisten in Peking die Volksrepublik China aus. Unter dem Vorsit-

zenden Mao Zedong begann eine rücksichtslose Umgestaltung der Gesellschaft und des menschlichen Bewusstseins. Vor Tod oder Gehirnwäsche half nur die Flucht nach Hongkong und Taiwan.

2. Oktober Schutzengel, Urs

Wahrheit, Gewaltlosigkeit, friedliches Zusammenleben: Das waren die Werte, für die der vor 150 Jahren geborene Mohandas Karamchand Gandhi eintrat und mit denen er die Unabhängigkeit Britisch-Indiens erzielen wollte. Seine Freunde nannten ihn Mahatma („große Seele“). Ein hinduistischer Fanatiker erschoss Gandhi 1948.

3. Oktober Leodegar, Ewald

Die Staatsführung der DDR mit Walter Ulbricht an der Spitze eröffnete vor 50 Jahren den Berliner Fernsehturm. Das mit 368 Metern höchste Bauwerk Deutschlands ist auch heute ein beliebtes Ausflugsziel.



4. Oktober Franz von Assisi, Franz Xaver Seelos

Die Sowjetunion startete die Mondsonde Lunik 3, mit der erstmals Bilder von der Rückseite des Mondes zur Erde gesandt werden konnten. Pikanterweise diente die Filmtechnik eines abgestürzten US-Aufklärungsballons als Vorbild.

Zusammengestellt von Johannes Müller; Fotos: KNA, imago/Kosecki



▲ Am 30. September 2014 besuchte der frühere Außenminister Hans-Dietrich Genscher (links) den Ort, wo er 25 Jahre zuvor Geschichte geschrieben hatte. Vom Balkon der deutschen Botschaft aus rief er damals den DDR-Flüchtlingen zu: „Wir sind zu Ihnen gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihre Ausreise ...“ Der geplante Schluss – „möglich geworden ist“ – ging im Jubel unter. Foto: imago/CTK Photo

SAMSTAG 28.9.

▼ Fernsehen

- 16.00 NDR: **Kramermarkt in Oldenburg.** Großer Festumzug durch die Innenstadt. Live-Reportage.
- 23.45 ARD: **Das Wort zum Sonntag.** Ilka Sobottke, Mannheim (evang.).

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Pfarrer Michael Becker, Kassel (evang.).
- 9.30 Horeb: **Heilige Messe** aus der „Pfarrei der Woche“ Basilika St. Marcellinus und Petrus in Seligenstadt (Bistum Mainz). Zelebrant: Pfarrer Stefan Selzer.

SONNTAG 29.9.

▼ Fernsehen

- 9.30 ZDF: **Evangelischer Gottesdienst** aus der Matthäuskirche in San Francisco/Kalifornien. Predigt: Pfarrerin Kerstin Weidmann.
- 9.40 BR: **Neujahr und Neubeginn.** Die jüdische Gemeinde Regensburg. Von Andrea Roth.

▼ Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Religiöses Wort. San Francisco – Erlösung aus dem Digital Valley? Pfarrer Markus Bräuer (evang.).
- 10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Kirche Heilig Kreuz in Würzburg. Zelebrant: Pfarrer Werner Vollmuth.

MONTAG 30.9.

▼ Fernsehen

- 21.00 rbb: **Die Wahrheit über...** Deutsche. Was vereint und was trennt Menschen dies- und jenseits der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze?

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Pater Georg Maria Roers SJ, Berlin (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 5. Oktober.
- 6.35 DLF: **Morgenandacht.** Pfarrerin Angelika Obert, Berlin (evang.). Täglich bis einschließlich Samstag, 5. Oktober.

DIENSTAG 1.10.

▼ Fernsehen

- 20.15 ZDF: **Rewe oder Edeka?** Einkaufs-Check mit Nelson Müller. Doku.
- 21.45 Arte: **Gorbatschow.** Eine Begegnung. Doku, GB 2018

▼ Radio

- 10.10 DLF: **Sprechstunde.** Depressionen im Alter. Mit Prof. Dr. med. Michael Rapp, Universität Potsdam. Hörertelefon: 00800/44 64 44 64.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen.** Feature. Teures Wohnen in Deutschland. Der Immobilienboom und die Gefahren einer Preisblase.

MITTWOCH 2.10.

▼ Fernsehen

- 11.15 3sat: **Schätze der Spiritualität.** Mit Benediktinerpater Anselm Grün und dem Religionsphilosophen Ahmad M. Karimi.
- 19.00 BR: **Stationen.** Erntedank – vom Umgang mit unserem Essen. Was essen wir noch, und was werfen wir weg?

▼ Radio

- 9.05 DLF: **Kalenderblatt.** Vor 50 Jahren: Die Urania-Weltzeituhr auf dem Berliner Alexanderplatz wird in Betrieb genommen.
- 18.30 Horeb: **Heilige Messe „Zwischenzeiten“** aus der Beichtkapelle in Kevelaer. Zelebrant: Kaplan Christoph Schwerhoff.

DONNERSTAG 3.10.

▼ Fernsehen

- 10.00 ARD: **Ökumenischer Gottesdienst** zum Tag der Deutschen Einheit aus St. Nikolai zu Kiel. Mit Erzbischof Stefan Heße (Hamburg) und Landesbischöfin Kristina Kühnbaum-Schmidt.

▼ Radio

- 7.05 DKultur: **Feiertag.** Wie die Malteser die Wende 1989 in Gang setzten. Von Joachim Jauer, Kirchberg im Wald (kath.).
- 20.30 Horeb: **Credo.** Erinnerungen an den Herbst '89.

FREITAG 4.10.

▼ Fernsehen

- 14.45 3sat: **Indonesien – ungezähmt.** U.a. Im Reich der Riesen/Inseln im Monsun/Im Schatten der Vulkane/Im Land der Drachen. Doku.
- 20.15 MDR: **Die Schlager des Monats.** Die Top 50 der Schlageralbumcharts, moderiert von Bernhard Brink. Show.

▼ Radio

- 9.05 DLF: **Kalenderblatt.** Vor 350 Jahren: Der niederländische Maler Rembrandt van Rijn gestorben.

👁️: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



DDR-Agentin zwischen den Fronten

Tatjana Leschke wuchs in der DDR auf. Sie wurde von der Stasi zur Agentin ausgebildet und ist nun in Westberlin unter dem Namen Saskia Kinzel als Spionin tätig. Ihre fiktive Geschichte erzählt der Spionagethriller „Wendezeit“ (ARD, 2.10., 20.15 Uhr). Kinzel (Petra Schmidt-Schaller) arbeitet offiziell in der amerikanischen Botschaft und ist mit einem amerikanischen Diplomaten verheiratet. Als die Mauer fällt, gerät sie über Nacht in größte Schwierigkeiten. Als Doppelagentin von CIA und HVA, der „Hauptverwaltung Aufklärung“ der DDR, muss sie nun schnellstens dafür sorgen, dass ihr Name in keiner Mitarbeiterliste der Stasi auftaucht. Foto: rbb/Volker Roloff



Doppelleben eines DDR-Chirurgen

Das Drama „Der Turm“ (3sat, 2.10., 22.25 Uhr) erzählt die Geschichte der Familie Hoffmann und spielt im Milieu des Dresdner Bildungsbürgertums in den Jahren 1982 bis 1989. Es sind die letzten sieben Jahre der DDR. Vater Richard Hoffmann, ein erfolgreicher Chirurg, hofft, zum Nachfolger des Klinikchefs ernannt zu werden. Doch eine jahrelange Affäre mit der Sekretärin Josta Fischer, mit der er eine Tochter hat, wird ihm dabei zum Verhängnis. Diese macht ihn für die Stasi ebenso erpressbar wie eine vor Jahrzehnten begangene Jugendsünde. Richards Frau Anne und sein Sohn Christian ahnen nichts von Richards Doppelleben.

Wenn das Ersparte plötzlich weg ist

Chris, Max und Peter haben ihr hart verdientes Geld bei der Bärenbank angelegt. Jeder will nun an sein Erspartes und endlich seinen großen Lebenstraum verwirklichen. Doch durch Bankspekulationen ist kaum noch Geld auf ihren Konten übrig. Sie schließen sich zusammen und wollen sich an ihrem Bankberater Tobias rächen. Der jedoch sieht sich nur als Bauernopfer: „Vier gegen die Bank“ (Sat1, 3.10., 20.15 Uhr) vereint Til Schweiger, Matthias Schweighöfer, Michael „Bully“ Herbig und Jan Josef Liefers unter der Regie von Wolfgang Petersen. Foto: Hellinger/Doll Filmproduktion/Warner Bros. Entertainment

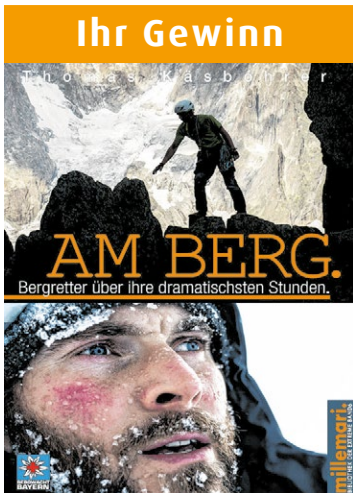
Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv, Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Dramatische Einsätze am Berg

Erschöpfung, ein falscher Schritt, ein kurzer Augenblick der Unachtsamkeit oder auch Leichtsinns und aus einer Bergtour wird ein Alptraum. Wenn das passiert, rückt die Bergwacht aus. Im Jahr 2018 war das allein in Bayern 8000 Mal der Fall.

Das Buch „Am Berg“ von Thomas Käsbohrer erzählt 33 Bergdramen aus dem Blickwinkel der Retter. Welche Risiken sie eingehen, wenn sie sich ins Gelände aufmachen, einen Vermissten gegen jede Wahrscheinlichkeit doch noch lebend zu finden und ihn in einen am Steilhang wartenden Hubschrauber zu heben.

Wir verlosen zwei Bücher. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
2. Oktober

Über das Buch „Besser essen ohne Zusatzstoffe“ aus Heft Nr. 37 freuen sich:

Helga Niederhofer,
87671 Ronsberg,
Stefan Kistenpfennig,
93170 Bernhardswald.

Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 38 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

israelisches Parlament	▽	be-friedigt	▽	Naum-burger Dom-figur	tschech. Männer-name (Otto)	Vorname v. Schau-spieler Sharif	▽	US-Ameri-kaner (Kw.)	eh. dt. Fußball-spieler (... Seeler)	mürbe	100 qm in der Schweiz	Abk.: United Kingdom	
Betrag nach Abzug	▷			5		ein Karten-spiel	▷						
	▷				Gemein-schafts-arbeit							3	
Impf-stoffe			beruf-liche Lauf-bahn	▷								Lebens-hauch	
Fremd-wortteil: unter	▷							Herr-schaft	Som-mer-monat		öster-reichischer Bild-hauer	▽	
	▷										1		
Gelände-wagen			Wagen-schup-pen	▷									
Tropen-strauch	Geste der Zu-neigung			▽				Trans-port-menge			Abk.: Dek-a-meter	▷	
	▷							öster-reichischer Tenor (†, Fritz)				Männer-kurz-name	
Hispano-ameri-kanerin		Stick-rahmen			asia-tische Filz-mütze		▽	grob			Rotation von Elektro-nen	▷	
	▷							engl. Männer-kurz-name			Schelm, Schla-winer (franz.)		
unruhig, emsig	▷								7	engli-sche Brief-anrede	Naturis-mus	▷	
	▷				Tapfer-keit			Teil des Mittel-meers				Schweiz. Presse-agentur (Abk.)	
Kinder-frau			Nord-staat der USA	▷							chem. Zeichen für Gallium		Abk.: Turbi-nen-schiff
Wild-leder-art	▷							Holz-blas-instru-ment					
										6			
Berg-kamm	▷					dt. Kom-ponist, † 1949 (Richard)	▷						

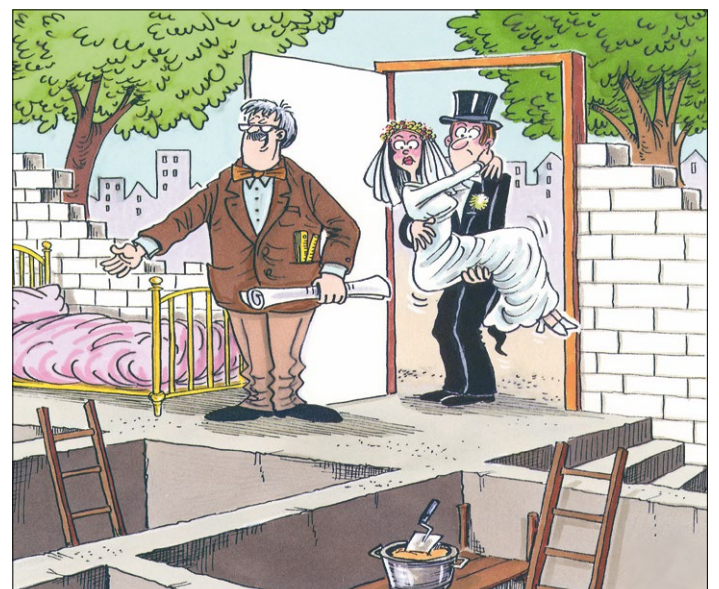
1	2	3	4	5	6	7
---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 7:
Kirchlicher Wohlfahrtsverband
Auflösung aus Heft 38: **MAURITIUS**

	E		I		M	S					
T	A	L	M	U	D	G	E	M	U	E	T
F	R	A	U	E	V	E	R	E	S	T	
E	N	W	I	L	L	E	T	L			
A	D	E				B	A	B	E		
A	L	S				E	I	N	I	G	
	R					O	G	I			
R	O	H				T	S	O			
L	U	X	E			N	O	M	E	N	
E	I	A	A	P	R	A					
H	A	N	D	L	U	N	G	S	I	E	
R	W	E	G	T	R	E	T	E	R		
T	A	B	E	T	R	A	G	E	N		
T	E	R	R	A	L	I	Z	A	U		
B	I	E	N	E	N	T	I	C	K	E	N
G	N	H	O	R	T	E	N	S	I	E	

„Zugegeben, wir sind ein bisschen in Verzug. Aber die Raumaufteilung ist doch schon sehr gut zu erkennen?“

Illustrationen:
Jakoby



Erzählung

Frau Cilli und der Thermostat



Wenn es kalt wird, muss man frieren. Aber der Mensch ist klug. Er erfindet das Lagerfeuer. Aber das Lagerfeuer muss immer gehütet werden, damit es weder ausgehen noch Schaden stiften kann. Auch wärmt es die Wolken mehr als den Menschen.

Der Mensch weiß sich zu helfen und erfindet den Kamin. Aber das Kaminfeuer wärmt den Menschen nur auf einer Seite. Auch erzeugt es Qualm, der ihn in die Augen beißt. Er schließt dieselben, denkt nach und erfindet den Kachelofen. Der Mensch liebt ihn und schmückt ihn mit den kunstvollsten Kacheln. Aber unaufhörlich muss Brennmaterial herbeigetragen werden, das noch dazu die Wohnung verschmutzt.

Der Mensch denkt das Problem von Grund auf durch und erfindet die Zentralheizung. Nun hat er die ganze Heiztechnik im Keller und die Stube sauber und warm. Aber er muss Koks ins Feuer schippen und Koksstaub atmen. Nachdem er viele Tonnen Koks geschippt und viele Pfund Staub geschluckt hat, stellt er die Schaufel in die Ecke, hustet und erfindet die Ölheizung.

Die Schaufel rührt er nie mehr an. Nun kann er endlich zufrieden sein! Aber manchmal muss er doch noch in den Keller, um die Heizwassertemperatur höher oder niedriger zu stellen. Das Knöpfchen dazu befindet



det sich griffbereit hinter seinem Sessel. Aber: Der Mensch muss es drücken, wenn die Heizung anspringen soll! Das wurmt ihn. Er erfindet den Thermostat. Der ist einfach genial. Der Mensch muss sich um nichts mehr kümmern – der Thermostat schaltet ein und aus und hält die Zimmertemperatur konstant.

Herr Harald hat auch einen Thermostat. Wenn er morgens ins Amt fährt, bewegen ihn behagliche und stolze Familienvatergedanken. Er hat seinen Lieben ein hübsches Häuschen gebaut. Dort haben es die Seinen warm und modern. Nicht einmal ein Knöpfchen brauchen sie zu drücken. Dieses primitive Gerät ist weggefallen.

Harald ist im Büro, die Kinder sind in der Schule. Frau Cilli und der Thermostat bleiben allein zu Haus. Frau Cilli friert. Der Thermostat tut seine Pflicht wie alle Tage, zuverlässig hält er die Temperatur, verteidigt sie treu gegen alle Schwankungen von draußen. Aber Frau Cilli friert. Warum? Sie froh doch gestern nicht! Der Thermostat ist besser als Frau Cilli. 20 Grad sind für ihn immer 20 Grad.

Für Frau Cilli sind sie jedoch einmal mollig und einmal ungemütlich. Der Mensch ist technisch sehr unzulänglich! Arbeitet nicht exakt. Zeigt einmal warm an und einmal kalt. Launisch ist er, eine unzuverlässige Konstruktion. Er verrät es schon mit

seiner Sprache, die zwischen Wärme und Kälte unterscheidet.

Er faselt von glühendem Hass und heißer Liebe, von Warmherzigkeit, eisigem Blick, kühlem Verstand und frostigem Empfang. Damit beweist er nur, dass er Physik und Seelenleben hoffnungslos durcheinanderbringt. Der Thermostat kennt das nicht, er empfindet nicht, er misst. Er ist dem Menschen überlegen.

Aber Frau Cilli weiß sich zu helfen. Als fühlendes Wesen muss sie frieren. Als Homo sapiens, also als weiser, erfindungsreicher Mensch begibt sie sich zum Kühlschrank. Diesem wärme- oder auch kälte-technischen Werk des weisen Menschen entnimmt sie Eiswürfel und hängt sie dem Thermostat um sein Hälschen.

Der Thermostat, immer wachsam, immer im Dienst, schrickt zusammen, staunt: Nanu, auf einmal tiefster Winter? Nein, er schaudert und staunt nicht, er konstatiert und reagiert sofort! Mit anderen Worten: er fällt drauf rein.

Der Thermostat ist blöd. Aber der Mensch ist klug! Er ist so schlau, dass er nicht nur den Automaten erfindet, sondern auch das Mittel, ihn zu betrügen. Kann man noch sagen, die Technik sei dem Menschen überlegen? Eher nicht! Der Mensch ist immer der Herr!

Text: Hellmut Holthaus;

Foto: gem

Sudoku

8	5	6		1	4			
4	7	3				1		8
				6	3	4	7	5
		3		5		1	7	
3	8	9		1		2	6	
5	1	7	6		2			
6			2	4	7	8		
	5	9	3		6	4	1	
9		1	5		7	3	2	

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 38.

						9	4	3
			1	4	3			2
4		2		6	9			7
	7	6	3	8				
	9	3				7	2	
				7		8	3	
1	8	5			6			
7						3	5	4
			7	9	5			





Hingesehen

Kirchenvertreter in den USA sind erleichtert über einen Regierungsbeschluss, Bibelimporte aus China vorläufig doch nicht mit Strafzöllen zu belegen. Der Informationsdienst „Baptist Press“ berichtete, der US-Handelsbeauftragte habe Bibeln von einer Liste chinesischer Produkte gestrichen, für die Strafzölle vorgesehen sind. Viele in den USA verkaufte Bibeln werden in China hergestellt (siehe Foto). Laut „Baptist Press“ waren führende Vertreter des Südlichen Baptistenverbands in Washington vorstellig geworden. Der Verband ist die größte protestantische Kirche in den USA. Der Präsident der Kommission für Ethik und Religionsfreiheit im Baptistenverband, Russell Moore, hatte erklärt, die Strafzölle würden Kirchen und Missionsverbänden die Arbeit erschweren. *epd/Foto: KNA*

Wirklich wahr

Zum Gedenken an den 1901 verstorbenen Lieblingsdackel „Erdmann“ von Kaiser Wilhelm II. lädt die Museumslandschaft Hessen Kassel (MHK) am 28. September ab 14 Uhr zu einem Dackelspaziergang durch den Bergpark ein. Der Weg führe auch am Grab Erdmanns auf der Roseninsel vorbei, sagte Martin Eberle, Direktor der MHK. Die dort angebrachte Gedenktafel trägt die Inschrift: „Andenken an mei-



nen treuen Dachshund Erdmann 1890-1901 W. II.“ Kaiser Wilhelm weilte im Sommer regelmäßig für ein paar Tage im Schloss Wilhelmshöhe. Der Hund sei unter mysteriösen Umständen gestorben, sagte Eberle. Ob er tatsächlich an der Stelle des Gedenksteins begraben liege, sei nicht bekannt. Der Dackelspaziergang soll 2020 wiederholt und zu einer festen Einrichtung werden. *epd; Symbolfoto: gem*

Zahl der Woche

165

Euro gab jeder Bad Hamburger im vergangenen Jahr für Bücher aus. Damit liegen die Bürger der hessischen Stadt im Taunus laut einer Mitteilung des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels bei den Ausgaben für Buchkäufe auf dem ersten Platz. Auf Platz zwei landeten die Bürger von Bad Soden am Taunus, die Bücher für durchschnittlich 160 Euro pro Kopf erwarben. Es folgt Starnberg bei München, dessen Bewohner im Schnitt für 158 Euro Bücher kauften. Erhoben wurden die Daten vom Marktforschungsunternehmen Nexiga. Am wenigsten brachten der Berechnung zufolge die Bürger von Eisleben in Sachsen-Anhalt und Ilmenau in Thüringen für Bücher auf – durchschnittlich 82 Euro pro Kopf. Deutschlandweit zeigt sich bei den Buchkäufen ein Gefälle ähnlich der Verteilung der Kaufkraft. Am meisten Geld für Bücher wird in den Ballungsräumen ausgegeben. *KNA*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1.1.2019.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice und Vertrieb

Vertrieb: Karola Ritter
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

Telefon: 0821/50242-13
Fax: 0821/50242-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 22,35.
Einzelnummer EUR 1,80.
Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen.

Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.
Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wie hieß ein weiterer Dackel Wilhelms II.?

- A. Fuchs
- B. Bär
- C. Dachs
- D. Hirsch

2. Welcher Monarch war ebenfalls ein Hundefreund?

- A. Friedrich II.
- B. Ludwig II.
- C. Franz Joseph I.
- D. Heinrich VIII.

1 C 2 A Lösung

Das Evangelium vom Gipsbein

Gottvertrauen lernen in Situationen der Angst und bei der Erfahrung von Schwäche

Manchmal bietet der Urlaub überraschende Möglichkeiten, sich mit wichtigen Fragen im Kleinen und unmittelbar auseinanderzusetzen. So etwa mit dieser: Ich war dieses Jahr wandern in den Dolomiten. Und hatte da mit einem alten Problem zu kämpfen: mit meiner Höhenangst.

Ich liebe die Berge und es gibt keine bessere Erholung, als durch den Wald zu laufen. Aber eben: im Wald. In den Dolomiten verlaufen viele schöne Wege oberhalb der Baumgrenze – die sind für mich schwieriger zu bewältigen. Ich musste mich plötzlich sehr konkret damit auseinandersetzen, wie ich mit dieser Unsicherheit umgehe. Was hilft mir, wenn ich unsicher bin? Was gibt mir Sicherheit? Und da war die erste Entdeckung am Berg: Wenn links und rechts Bäume sind, fühle ich mich viel sicherer. Selbst, wenn es da steil heruntergeht – wo Bäume sind, ist Halt.

Und plötzlich passt das sehr gut für mein ganzes Leben, denn so ist es ja auch im Alltag: Wenn ich neue Aufgaben und Herausforderungen allein und am besten noch exponiert angehe, scheint das viel gefährlicher. Ein Team oder eine Gemeinschaft geben mir Halt. Ich habe mich weiter beobachtet am Berg: Solange an der Seite eine Wand ist oder drumherum oder vorne noch etwas dem Auge Halt gibt, laufe ich sicherer. Auch das passt ins „normale Leben“: Ich brauche in neuen Situationen Orientierungspunkte und Ziele, um souverän zu handeln.

Und eine letzte wichtige Erfahrung: An einer besonders ausgesetzten, kahlen Stelle habe ich mir Hilfe geholt: „Kannst du vor mir her gehen?“ In den schwierigsten Situatio-



▲ Das wünscht man niemandem, aber ein Gipsbein kann bei der menschlichen Reifung gute Dienste tun. Foto: imago/Stefan Trappe

nen sind Vorbilder oder verlässliche Vorgesetzte entscheidend, egal wo und in welcher Situation.

Ein Sechser im Lotto

Und wenn es eine Nervensache bleibt? Der freie Grat? Dann hilft Logik leider auch nichts. Ein erfahrener Bergsteiger hat mal gemeint, in den Bergen abzustürzen wäre wie ein Sechser im Lotto. Das rede ich mir immer ein. Das hilft aber alles nichts. Das Kopfkino läuft. Und es sammelt alle (alle!) Geschichten von Abstürzen in den Bergen, auch die von irgendwelchen Profi-Sport-Kletterern. In solchen Momenten geht es eher darum, den Bildern keine Überhand zu geben, nicht zuzulassen, dass das Kopfkino die Füße erreicht.

Auch da vertraue ich meinen Begleitern: Trauen die mir das zu? Und ich kommuniziere ganz offen, was mir jetzt helfen würde – etwa zu warten, bis die große Menschen-

gruppe weg ist, oder ich bitte meine Begleiter, meine Stöcke oder mein Gepäck das Stück zu tragen.

Die Höhenangst macht das Bergsteigen noch nicht gefährlich, geschweige denn unmöglich. Die Scham, sie anzusprechen und mir helfen zu lassen, wäre dagegen ein Risiko für mich und meine Begleiter. Auch das ist wichtig in kritischen Situationen im Alltag: sich helfen lassen. Und vor allem: sich nicht schämen, weil man unsicher ist. Angst ist ein kluger Begleiter, solange ich mit ihr im Gespräch bleibe.

Das Hilfefahren und Reden ist umso wichtiger, wenn das Risiko nicht in der sportlichen oder beruflichen Herausforderung besteht, nicht in der Verlockung hoher Gipfel und schöner Aussicht. Sondern wenn die Herausforderung darin besteht, dass der Körper nachlässt, schwächer wird.

Auch das lässt sich im Leben am eigenen Körper gut beobachten: Als ich mir vor ein paar Jahren in Schweden den Knöchel gebrochen hatte, war ich plötzlich im fremden Land völlig auf die Hilfe anderer angewiesen. Und musste erst mal loslassen. „Das läuft jetzt hier alles nach seinem eigenen Plan, lass dich einfach darauf ein“, hat mir die Or-

densschwester geraten, die mich in die Notaufnahme begleitet hat.

Genau so war es auch: Zunächst war es ein An-Sich-Geschehen-lassen. Dann galt es, den Alltag, in dem nichts mehr selbstverständlich war, ehrlich anzuschauen. Und wieder: Andere bitten. Für das erste Rolltreppe-Fahren mit Krücken habe ich einen großen Schweden um Hilfe gebeten. Ich musste akzeptieren, wie sich die Maßstäbe verschieben. Plötzlich sind die 100 Meter quer über den verschneiten Platz voller Menschen eine Herausforderung. Einkaufen im Supermarkt mit einem wackligen Bein und Krücken? Schwierig bis Panik auslösend.

Neue Möglichkeiten

Wieder gilt es, sich selbst und die Situation ernst zu nehmen: „Dann ist das eben jetzt so! Und wenn das so ist, wie es jetzt ist, beginnen genau da die neuen Möglichkeiten.“ Das habe ich von einer Mitschwester mit Multipler Sklerose gelernt: Wenn das eine nicht geht, geht etwas anderes. In meinem Fall mit dem Gipsbein war es das Schreiben. Ich habe in dieser Zeit mehrere Artikel geschrieben – zu Schweden, zu Bibeltexten.

Diese Erfahrungen mit dem eigenen Körper und der Psyche im Urlaub und im Alltag erinnern mich immer wieder an eines: Gott braucht uns als ganzen Menschen, ungeteilt. Wir neigen dazu, Gott lieber unsere Stärken anzubieten als unsere Schwächen. Lieber bewundere ich Gottes Schöpfung auf dem Berggipfel, als mein Gipsbein mit dem Evangelium in Verbindung zu bringen.

Aber genau da, bei den Schwächen, wird es doch erst interessant! Da bricht der Heilige Geist in die Kommunikation ein und entdeckt neue Talente oder beschenkt mich mit ungeahnten Begegnungen. Und Gottvertrauen lerne ich in beiden Situationen – in der Versuchung und Angst am Berg und in der Begegnung auf Krücken.

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Förderkreis für die Schwestern Maria, Ettlingen. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



Unsere Autorin:

Schwester Birgit Stollhoff CJ ist Juristin, studiert Theologie im Fernstudium und leitet im Auftrag ihres Ordens das jugendpastorale Zentrum in Hannover.



© Irene Iken, pixxel.de

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Ich brauche nur das heilige Evangelium aufzuschlagen, da weht mir der Duft des Lebens Jesu entgegen, und ich weiß, wohin ich mich wenden soll.

Therese von Lisieux

Sonntag, 29. September

Erfülle deinen Auftrag rein und ohne Tadel bis zum Erscheinen Jesu Christi, unseres Herrn. (1 Tim 6,14)

Von jedem Christen, jeder Christin – zumal in Leitungsposition – ist das kraftvolle Eintreten für den Glauben verlangt. Bekenntnis des Glaubens meint auch, diesen Glauben zu kennen. Dazu ist es wichtig, sich Jesus anzuvertrauen, sich ihm vertraut zu machen, in Beziehung mit ihm zu sein.

Montag, 30. September

Unter ihnen kam der Gedanke auf, wer von ihnen der Größte sei. Deshalb sagte Jesus: Wer unter euch allen der Kleinste ist, der ist groß. (Aus Lk 9,46f)

Wahre Größe kann sich kein Mensch selbst geben. Menschengemachte Rangfolgen bleiben fragwürdig. Tiefes Ansehen hat ein Mensch da, wo er sich von Gott angesehen und geliebt weiß. Das macht wiederum den liebevollen Blick auf andere möglich und nötig.

Dienstag, 1. Oktober

Da wandte er sich um und wies sie zurecht. (Lk 9,55)

Die Jünger meinen, mit menschlichen Gepflogenheiten der Botschaft Jesu Nachdruck verleihen zu können. Das geht nicht auf. Das Evangelium kann nicht mit Zwang und Drohung verkündet werden. Jesu Weisung ist von anderer Art. Habe ich, haben wir Glaubende das schon verinnerlicht?

Mittwoch, 2. Oktober

Heilige Schutzengel

Hütet euch davor, einen von diesen Kleinen zu verachten! (Mt 18,10a)

Wie oft schon bin ich achtlos und lieblos an Menschen „vom Rand“ vorbeigegangen. Doch auch sie haben ihre Würde und sind von Gott geehrt. Ich will lernen,

das zu beherzigen. Auch wenn ich nicht alle Not der „Kleinen“ beheben kann: In mir ist die Kraft der Liebe Gottes lebendig, wie auch in den Engeln.

Donnerstag, 3. Oktober

Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als erstes: Friede diesem Haus! (Lk 10,5)

Weder ich noch die Kirche zeigen Jesus, „wo es langgeht“ – ganz im Gegenteil: Wir sind Gesandte Jesu. Mit unseren Lippen will er heute sprechen, durch unsere Hände und Herzen sich der Welt mitteilen. Darum gilt es, zunächst selbst hörend zu werden, sich rufen und senden zu lassen im Aufbau der neuen Welt Gottes.

Freitag, 4. Oktober

Weh dir, Chorazin! Weh dir, Betsaida! (Lk 10,13a)

Wehrufe statt Seligpreisungen – eine Droh-Botschaft oder Klage über eine anstehende Kri-

se? Wer Jesu Botschaft hört, der kann nicht so tun, als wisse er von nichts. Er wird sich entscheiden müssen, ob er mit Jesus dem Leben dienen oder – in sich selbst verschlossen – verkümmern will.

Samstag, 5. Oktober

Hab Vertrauen, mein Volk, du trägst den Namen Israel. (Bar 4,5)

Gottes Volk, die Glaubenden – des Alten wie des Neuen Bundes – müssen sich immer wieder vergewissern: Wir gehören zu Gott; er ist unser Halt und unsere Zukunft. Vertrauen kann, wer bereit ist, von sich selbst abzusehen. Gottvertrauen weitet das Herz!



Pallottinerpater Sascha-Philipp Geißler (Foto: Zoepf) ist Direktor der Wallfahrtskirche Herrgottsruh in Friedberg und Prodekan des Dekanats Aichach-Friedberg (Bistum Augsburg).



St. Verena

Zeitschrift für die Frau im katholischen Pfarrhaus

- Informationen aus der Berufsgemeinschaft
- praktische Tipps für Haushalt, Garten und Gesundheit
- Gebete, Impulse, meditative Bilder

4 x im Jahr bestens informiert!

Ja, schicken Sie mir die mit 4 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **St. Verena** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 10,00 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn _____

Name / Vorname _____

Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnementgebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN _____

BIC _____ Name des Geldinstituts _____

X Datum, Unterschrift _____

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **St. Verena**, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.